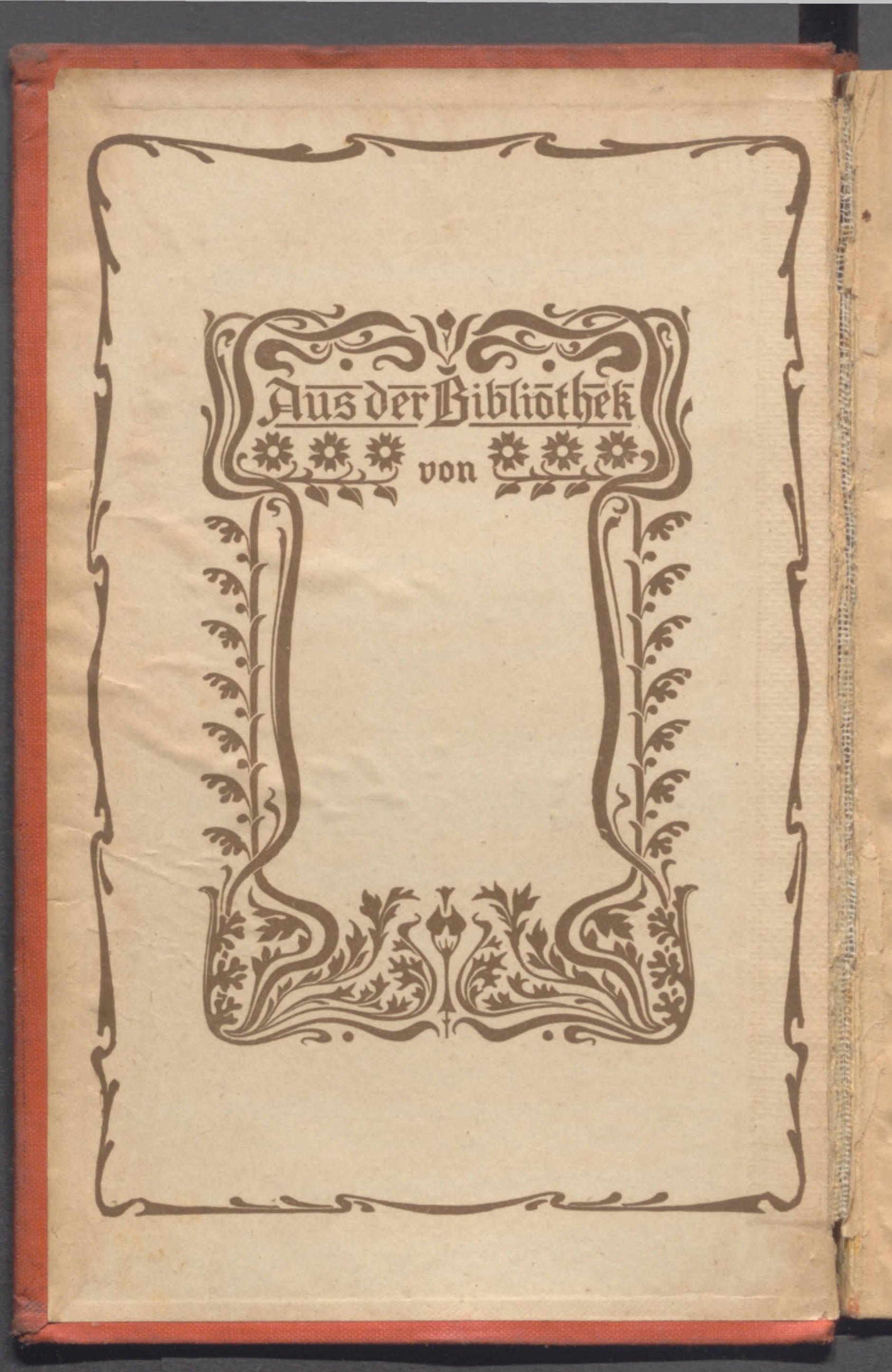

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1904. Band 10
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS
MDCCCXC


Aus der Bibliothek
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Der ungeduldige Freier“ von H. Abt. (S. 60)
Originalzeichnung von Emil Klein.

Bibliothek

der

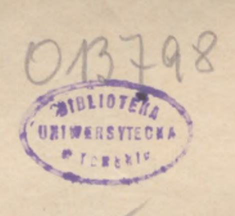
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Zehnter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



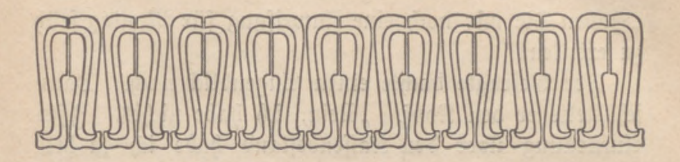


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





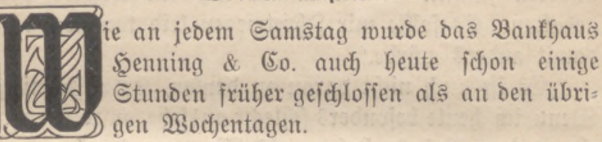
Um die Beute.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

⁂

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.



Wie an jedem Samstag wurde das Bankhaus Henning & Co. auch heute schon einige Stunden früher geschlossen als an den übrigen Wochentagen.

Von allen Angestellten war der Kassierer Paul Grevenberg der letzte, der seinen Arbeitsplatz in dem kleinen, von hohen Schranken umgebenen Verschlage neben dem mächtigen Tresor verließ. Nachdem er die Bücher fortgestellt und die noch auf seinem Pult liegenden Papiere mit peinlichster Sorgfalt geordnet und verwahrt hatte, schloß er die starke Eisentür des in die Wand eingemauerten Schrankes, zog die Schlüssel ab und begab sich in das anstoßende Privatkabinett, wo Herr Henning, einer der Chefs der Firma, noch an seinem Schreibtische saß.

„Ich bringe die Geldschrankschlüssel, Herr Henning," sagte er in jenem bescheidenen Tone, der ihm im Verkehr mit seinem Prinzipal von jeher eigen gewesen war.

„Haben Sie mir noch eine Anweisung für Montag früh zu erteilen?“

Der Gefragte dachte einen Augenblick nach. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, ich habe nichts. Ihre Aufstellung über den Kassenbestand habe ich ja hier und werde nachher noch schriftlich meine Dispositionen für Montag treffen. Sie können also getrost gehen. — Übrigens — Sie sehen nicht gut aus. Fühlen Sie sich unwohl?“

„Durchaus nicht, Herr Henning. Etwas bleich bin ich ja immer gewesen. Das hat nichts zu bedeuten.“

Der Bankier, der wohl heute besonders guter Laune war, drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Sie werden doch nicht etwa anfangen, sich auf die unsolide Seite zu legen, Grevenberg? Bis jetzt habe ich Sie meinen anderen jungen Leuten immer als ein Muster vorgehalten. Es sollte mir Ihretwegen leid tun, wenn es damit anders würde.“

„Es ist auch nicht daran zu denken, Herr Henning. Wenn ich heute besonders schlecht aussehe, wird es wohl eine andere Ursache haben, als Sie vermuten.“

Der Bankier nickte verabschiedend, und Paul Grevenberg ging.

Rascher, als es sonst seine Art war, schritt er die Straße hinab, und erst als er in die Nähe seiner Wohnung kam, verlangsamte er seinen Gang. Er hatte in dem Spiegel, der die Rückwand eines Schaukastens bildete, zufällig sein Bild gesehen, und er war in der Tat erschrocken vor der fahlen Blässe dieses verstörten Gesichts, dessen Züge ihn unheimlich fremd anmuteten. So mochte er sich nicht einmal vor seiner Wirtin blicken lassen, und er ging ein paarmal vor dem Hause auf und nieder, ehe er sich entschloß, die drei schmalen Treppen zu ersteigen.

Aber er sah die Vermieterin nur flüchtig auf dem halbdunklen Korridor, und ihr unbefangener Gruß bewies ihm, daß sie nichts Auffälliges in seiner Erscheinung bemerkt hatte. Er verriegelte hinter sich die Tür seines Zimmers und überzeugte sich durch wiederholtes Rütteln an der Klinke, daß niemand gegen seinen Willen würde eindringen können. Dann riß er die Knöpfe seines Überziehers auf und brachte aus den inneren Taschen seines Rockes und seiner Weste mehrere Päckchen bräunlicher Banknoten zum Vorschein, deren jedes durch einen weißen Papierstreifen zusammengehalten war. Er legte sie auf den Tisch und bedeckte sie mit einer Zeitung und mehreren Büchern. Aber obwohl sie dadurch völlig unsichtbar geworden waren, verwandte er, während er sich eilig umkleidete, seinen Blick doch kaum von der Stelle, wo sie lagen.

Bald hatte er den Kontorrock wieder mit dem beinahe stutzerhaft eleganten Anzuge vertauscht, den er bei seinen abendlichen Ausflügen zu tragen pflegte, und er hatte seine Krawatte vor dem Spiegel nach der neuesten Mode geschlungen. Seine merklich zitternden Finger hatten dazu freilich heute einer viel längeren Zeit bedurft als sonst, um so mehr, als eine unwiderstehliche, magische Gewalt seine Augen immer wieder nach dem Tische hinzuziehen schien. Aber er stand doch endlich fertig in seiner falschen Vornehmheit da: von den schmalen Lackstiefeln bis zu dem spiegelblank glänzenden Zylinderhute der Typus eines distinguierten jungen Lebemannes.

Nun schob er Bücher und Zeitung wieder beiseite, um die Banknotenpäckchen aufs neue in seinen Taschen unterzubringen. Er steckte sie zu sich, so wie sie waren. Nur das letzte verwahrte er in einem größeren Briefumschlage, den er zuvor seinem Schreibtisch entnommen

hatte. Dann, nachdem er langsam die taubengrauen Glacéhandschuhe über die Finger gestreift, sah er auf seine Uhr. Die Zeiger wiesen auf wenige Minuten vor fünf. Die Stunde war also gekommen, in der Martha von der Heyde ihn erwartete.

Marthas Voraussicht, daß ihr Vater um diese Zeit im Kaffeehaus sein würde, hatte sich als zutreffend erwiesen. Die üble Laune, in der sich der Oberstleutnant seit der gestrigen Unterredung mit seiner Nichte befand, und der stumme Vorwurf, den er wohl nicht mit Unrecht auf dem Gesicht seiner Tochter zu lesen glaubte, hatten ihm die kleine Zerstreuung heute besonders wünschenswert gemacht. Das junge Mädchen war allein, als ihr der Besucher gemeldet wurde, und sie empfing ihn im Arbeitszimmer ihres Vaters. Mit seinem Eintritt war wieder die Verlegenheit von gestern über sie gekommen, und ihre Wangen brannten in purpurnem Rot, als er ihr den Briefumschlag überreichte, in welchen er eines der Banknotenpakete gelegt.

„Ich danke Ihnen," brachte sie kaum vernehmlich heraus, denn die Kehle war ihr wie zugeschnürt. „Aber ich muß Ihnen doch wohl eine Quittung oder dergleichen geben, damit Sie —"

„Bitte, Fräulein von der Heyde, sprechen Sie mir nicht von solchen Formalitäten," fiel er ihr in die Rede. „Sie würden mich damit wirklich kränken. Sie haben doch zu keinem Menschen davon gesprochen, auch nicht zu Ihrem Vater?"

„Nein. Sie hatten es mir ja zur Bedingung gemacht. Aber was soll ich nun meiner Base sagen? Sie wird doch wohl wissen wollen, wem sie ihre Rettung zu danken hat."

„Sagen Sie ihr, was Ihnen gut scheint. Nur ver-

raten Sie mich nicht. Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie es täten."

„Nein — nein, ich werde ganz gewiß schweigen," versicherte sie, tief bewegt von der Fülle seiner Großmut. Sie hätte jetzt vielleicht auch ein wärmeres Wort gefunden, wenn nicht ein Anschlagen der Türklingel sie erschrocken hätte zusammenfahren lassen.

„Mein Gott, wenn das Besuch wäre — gerade jetzt! Entschuldigen Sie nur einen Augenblick, Herr Lyncker, damit ich mich selbst überzeuge."

Sie öffnete die Tür und lauschte hinaus. Dann wandte sie sich ihm wieder zu.

„Es ist meine Base. Ich erkenne sie an der Stimme. Wahrscheinlich hat sie's in ihrer Angst und Unruhe nicht länger zu Hause gelitten. Wollen Sie mir erlauben, ihr das Geld sogleich zu übergeben? Wollen Sie hier auf meine Rückkehr warten? Ich werde sie rasch abzufertigen suchen, und in längstens einer Viertelstunde bin ich ganz gewiß wieder hier."

Er verbeugte sich zustimmend, und Martha schlüpfte hinaus, den inhaltschweren Brief an die Brust drückend.

Der angebliche Herbert Lyncker ließ seine flackernden Augen in dem mit seltsam geformtem Gerät so wunderlich angefüllten Gemache umherschweifen. Er tat es vielleicht ohne eine bestimmte Absicht. Plötzlich aber verriet ein eigentümliches Zucken in seinem Gesicht, daß ihm eine bedeutsame Eingebung gekommen war.

Auf den Fußspitzen ging er zur Tür, und nachdem er ein paar Sekunden lang auf den gedämpft herüberdringenden Klang der beiden weiblichen Stimmen gelauscht hatte, bückte er sich und drehte so vorsichtig den Schlüssel, daß das Knacken des einspringenden Riegels nicht gehört werden konnte.

— — — — — — — — — — — —

Als Martha in das Arbeitszimmer ihres Vaters zurückkehrte, fand sie die Tür unverschlossen. Herbert Lyncker stand am Fenster und blickte scheinbar sehr angelegentlich auf die Straße hinab. Das junge Mädchen aber hatte jetzt mit einem Male alle Verwirrung und Befangenheit abgeschüttelt, die sie gestern und heute ihm gegenüber so wortkarg gemacht hatte. Rasch trat sie auf den Besucher zu, der ihr einige Schritte entgegengekommen war, und streckte ihm ihre beiden Hände hin. Ein sonniger Abglanz der Freude, die sie soeben einem ihr teuren Menschen hatte bereiten können, lag auf ihrem Gesicht.

„Und nun lassen Sie mich Ihnen endlich danken — aus tiefstem Herzen danken. Wie sehr bedaure ich, daß Sie nicht Zeuge der Glückseligkeit sein konnten, die Ihre hochherzige Handlung hervorgerufen hat. Nie — nie werde ich Ihnen das vergessen!“

Er hatte ihre Hände genommen, aber sie duldete nicht, daß er sie küßte.

„Nein, nein — das sollen Sie nicht!“ sagte sie mit einem Kopfschütteln, während ihre glänzenden Augen in die seinen leuchteten. „Ich stehe so klein vor Ihnen da, und ich bin so voll Dankbarkeit und Verehrung für Sie, daß Sie mir wahrlich nicht mehr die Hand küssen dürfen.“

Sie gab sich in dem Übermaß ihrer Herzensfreude wie ein reich beschenktes Kind, dem kein Ausdruck des Dankes und des Jubels stark genug ist. Aber sie war doch kein Kind mehr, sondern eine herrlich erblühte Jungfrau, und der Mann, dem sie ihre Bewunderung so unzweideutig kundgab, liebte sie seit der Stunde, als er sie von seinem Logenplatz aus beobachtet hatte, mit rasender Leidenschaft. Wie hätte er da in diesem Moment der lockenden Versuchung widerstehen sollen,

die ihre schönen, schwärmerisch leuchtenden Augen, ihre halb geöffneten, feuchtschimmernden Lippen für ihn bedeuteten!

Fast ohne zu wissen, was er tat, neigte er sich herab, um sie zu küssen. Und Martha ließ es ohne Widerstreben geschehen. Ihre Lippen erwiderten den Druck der seinigen nicht, und es war durchaus nichts von der anschmiegenden Hingabe eines liebenden Weibes in der Art, wie sie seine stürmische Zärtlichkeit duldete. Ihre ahnungslose Mädchenhaftigkeit wußte nichts von alledem. Sie fühlte ja, daß dies eine Liebeserklärung sei, und sie war nicht im ungewissen darüber, was sie tat, indem sie die Liebkosungen dieses Mannes über sich ergehen ließ, aber ihr Herz pochte nicht in dem ungestümen Takt der Leidenschaft. Eine Empfindung der Dankbarkeit nur war in ihr, und sie war naiv genug, zu wähnen, daß dieses die viel besungene, die göttliche Liebe sei. —

„Ja, zum Henker, was ist denn das? — Martha, Mädel, bist du denn ganz des Teufels?"

Die rauhe, schon zu gewöhnlichen Zeiten etwas polternde Stimme des Oberstleutnants dröhnte plötzlich mit solcher Frage in die Weltvergessenheit des jungen Paares hinein.

Herbert Lyncker war heftig zusammengefahren und hatte das junge Mädchen sogleich freigegeben. Martha aber zeigte mehr Mut und Geistesgegenwart als er. Ohne jedes Anzeichen der Bestürzung eilte sie auf ihren zornig blickenden Vater zu und umschlang seinen Hals.

„Ich bin ihm gut, Väterchen — und, nicht wahr, du bist nicht so grausam, uns deinen Segen zu verweigern?"

„Du bist ein Kindskopf," grollte der Oberstleutnant, trotz seiner unwilligen Überraschung ein wenig gerührt.

„So schnell geht dergleichen denn doch nicht. Vorerst möchte ich mit dem Herrn da ein paar Worte unter vier Augen reden.“

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Herr Oberstleutnant,“ stammelte der Besucher, dem es noch immer nicht recht gelang, seine Haltung wiederzufinden.

Martha, die freilich am liebsten bei der Auseinandersetzung zugegen geblieben wäre, zog sich auf einen sehr energischen Wink ihres Vaters langsam zurück. Aber noch von der Schwelle aus warf sie dem Manne, in dem ihre jugendliche Phantasie den edelsten und hochsinnigsten aller Menschen sah, einen ermutigenden Blick zu, der ihn anstacheln sollte, dem bevorstehenden Sturme tapfer die Stirn zu bieten.

„Nun also, mein Herr — ich erwarte Ihre Erklärung,“ eröffnete der Oberstleutnant in sehr gemessenem Tone die Unterhaltung. „Wie mir scheint, haben Sie von dem Vertrauen, das ich Ihnen entgegengebracht, nicht eben den besten Gebrauch gemacht, indem Sie dem Kinde hinter meinem Rücken den Kopf verdrehten.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Oberstleutnant, aber ich kann Ihnen versichern, daß vor diesem Augenblick nichts geschehen oder gesprochen worden ist, was solchen Vorwurf rechtfertigen könnte. Ein Zufall nur, eine unvorhergesehene Fügung —“

„Nun, gleichviel! Das, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wird damit doch nicht aus der Welt geschafft. Ich liebe Deutlichkeit und Kürze. Sie haben also meiner Tochter erklärt, daß Sie sie lieben, und es ist natürlich Ihre Absicht, sich um sie zu bewerben. Oder ist das etwa Ihre Absicht nicht, mein Herr?“

„Ich würde glücklich sein, Herr Oberstleutnant, wenn Sie mich für würdig hielten —“

„Was Ihre Würdigkeit betrifft, so habe ich darüber nach so kurzer Bekanntschaft selbstverständlich noch kein Urteil. Ich weiß, daß Sie aus guter Familie sind, und Sie haben wiederholt angedeutet, daß Sie über ein beträchtliches Vermögen verfügen. Nach dieser Richtung hin würden sich also unüberwindliche Schwierigkeiten nicht ergeben. Denn ich lege bei der Wahl eines Gatten für meine Tochter kein entscheidendes Gewicht darauf, daß er das Wörtchen „von“ vor seinen Namen setzen kann. Anständige Herkunft und eine makellose Vergangenheit genügen mir, wenn alle sonstigen Voraussetzungen erfüllt sind, vollkommen. Aber ich weiß nichts oder doch so gut wie nichts von Ihrem Charakter und Ihren Fähigkeiten, meinem Kinde eine angemessene Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Von einem Verlöbnis ohne vorausgegangene Prüfung nach dieser Richtung hin könnte also unter keinen Umständen die Rede sein.“

Herbert Lyncker, der seine Verlegenheit noch immer nicht ganz zu meistern vermochte, machte in diesem Augenblick einen keineswegs imponierenden Eindruck. „Wenn der Herr Oberstleutnant mir gestatten wollten —“

„Lassen Sie mich nur gefälligst erst ausreden. Ich sagte, daß von einem sofortigen Verlöbnis nicht die Rede sein könne. Ich habe dafür noch einen triftigeren Grund als den, welchen ich nannte. Meine Tochter ist noch viel zu jung, um schon an Verlobung und Hochzeit zu denken. Sie ist mit ihren siebzehn Jahren noch ein halbes Kind. Ich werde nicht zugeben, daß sie Hochzeit macht, ehe sie die neunzehn hinter sich hat. Deshalb, um es kurz zu machen, will ich Ihnen in wenig Worten meine Entschließung kundgeben. Ich sage heute nicht ja und nicht nein. Ich verlange vielmehr, daß Sie dem Kinde Zeit lassen, sich über sich

selbst klar zu werden. Kommen Sie nach anderthalb oder noch besser nach zwei Jahren wieder, wenn Ihnen auch dann noch daran gelegen ist, mein Schwiegersohn zu werden. Dann mögen wir in Gottes Namen weiter über die Sache reden. Bis dahin aber, das fordere ich auf das allerbestimmteste, muß jeglicher Verkehr zwischen Ihnen und Martha aufhören, der briefliche ebenso wie der persönliche. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, mein Herr, daß Sie sich dieser Bedingung fügen."

Das war gewiß eine harte Forderung für einen liebeglühenden Bewerber, aber Lyncker erhob nichtsdestoweniger keinen Widerspruch und machte keinen Versuch, den Sinn des alten Herrn zu ändern. Ohne Zögern gab er das verlangte Versprechen, und als ob er ein Bedürfnis gefühlt hätte, seine Bereitwilligkeit noch besonders zu erklären, fügte er hinzu: „Es war ohnedies meine Absicht, eine große überseeische Reise zu unternehmen, die sich vielleicht über Monate oder selbst über ein Jahr ausdehnen wird. Ich werde nun nicht mehr zögern, diese Reise sofort anzutreten."

„Damit würde uns allen jedenfalls am besten gedient sein," sagte der Oberstleutnant, der von der Nachgiebigkeit des Freiers selbst ein wenig überrascht schien. „Sie begreifen also, mein bester Herr Lyncker, daß Ihr heutiger Besuch in meinem Hause vorläufig der letzte gewesen sein muß. Übrigens habe ich nichts dagegen, daß Sie sich in meinem Beisein von Martha verabschieden."

Er ging zur Tür, um seine Tochter zu rufen, und mit wenig Worten setzte er sie von dem Abkommen in Kenntnis, das er mit Herbert Lyncker getroffen hatte. Sie zeigte darüber nicht die mindeste Bestürzung, sondern nahm die Kunde von der bevorstehenden Trennung wie etwas ganz Natürliches auf. Kein Schatten

der Betrübnis lag auf ihrem reizenden Gesicht. Sie ging auf Herbert zu, und indem sie ihm ihre Hand reichte, sagte sie: „Ob Sie in einem Monat wiederkommen oder in einem Jahre, Sie werden mich immer so finden, wie Sie mich heute verlassen. Ich werde Ihrer treu gedenken und werde nie einem anderen angehören als Ihnen."

Der Oberstleutnant runzelte die Stirn und schien sehr geneigt, etwaigen weiteren Herzensergießungen ein Ende zu machen. Aber es bedurfte dessen nicht, denn Herbert Lyncker hatte nur ein paar unverständliche Worte als Erwiderung und begnügte sich, dem geliebten Mädchen mehr ehrerbietig als zärtlich die Hand zu küssen, die sie ihm diesmal willig überließ.

Seit dem unvermuteten Erscheinen des Oberstleutnants war kaum eine Viertelstunde vergangen, als der angebliche Herbert Lyncker bereits wieder auf die Straße hinaustrat.

Viertes Kapitel.

Die einleitenden Förmlichkeiten waren erledigt, und der Vorsitzende des Gerichtshofes wandte sich der Anklagebank zu. Der Blick, mit dem er über die Gestalt des eleganten jungen Mannes dort hinter den Schranken hinstreifte, verriet wenig Wohlwollen.

„Angeklagter, antworten Sie mir auf meine Fragen!"

Der Angeredete, der bis dahin starr vor sich niedergesehen hatte, erhob die Augen. Sie waren unruhig und flackernd wie an jenem um etwa zwei Monate zurückliegenden Abend, als er sich von dem Oberstleutnant und seiner Tochter verabschiedet hatte. Sonst aber verriet nur ein gelegentliches leichtes Zucken seiner Mundwinkel eine stärkere Erregung. Er bot offenbar

seine ganze Willenskraft auf, um gefaßt und kaltblütig zu erscheinen.

„Sie heißen Paul Alfred Grevenberg, sind zu Bremen geboren und achtundzwanzig Jahre alt. Ihr Vater war der inzwischen verstorbene Schauspieler Erich Grevenberg. Auch Ihre Mutter ist nicht mehr am Leben. Sie sind bisher nicht bestraft. Hat es mit diesen Personalien seine Richtigkeit?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Sie sind angeklagt, dem Bankhause Henning & Co., bei dem Sie als Kassierer angestellt waren, eine Summe von hundertachtzigtausend Mark entwendet und dieselbe zu Ihrem Nutzen verbraucht zu haben. Bekennen Sie sich schuldig?"

„Ja, ich habe das Geld entwendet, aber ich habe es nicht zu meinem Nutzen verbraucht."

„Jedenfalls haben Sie den Diebstahl in dieser Absicht begangen; das geben Sie doch wohl zu?"

„Ich vermag mir kaum noch selber Rechenschaft darüber zu geben, Herr Präsident, in welcher Absicht ich mich zu der verhängnisvollen Tat hinreißen ließ. Ich handelte wie unter einem unwiderstehlichen Zwang, ohne einen bestimmten Plan und ohne mir auch nur klar darüber zu sein, was ich mit dem Gelde anfangen sollte."

„Verschonen Sie uns mit solchen Ausflüchten. Was Sie beabsichtigten und noch jetzt beabsichtigen, ist durchsichtig genug. Aber Sie täten in Ihrem eigenen Interesse besser, sich endlich zu einem rückhaltlosen Geständnis zu bequemen und uns vor allem zu sagen, wo Sie mit dem Gelde geblieben sind."

„Es ist mir gestohlen worden, Herr Präsident."

„Sie wollen also bei dem Märchen verharren, das Sie dem Untersuchungsrichter aufgetischt haben? Nun,

ich glaube nicht, daß Sie damit viel Glück haben werden. Aber erzählen Sie uns doch den Hergang. Sie waren seit drei Jahren bei dem Bankhause Henning & Co. beschäftigt, und Sie versahen seit etwa zehn Monaten den Posten des Kassierers?"

„Ja."

„Ihren Prinzipalen sind bis zu dem Tage des Diebstahls keine Unregelmäßigkeiten in Ihrer Kassenführung aufgefallen. Es scheint also, daß dieses Ihre erste Verfehlung war."

„Es war die erste. Ich habe vorher niemals auch nur einen Pfennig veruntreut."

„Um so weniger können wir Ihnen glauben, daß Sie sich ohne reifliche Überlegung nun plötzlich an einer so großen Summe vergriffen haben sollten. Wann ist Ihnen denn der erste Gedanke dazu gekommen?"

„Nicht früher als in der Stunde, da ich die Tat beging. Es waren gerade an jenem Tage ungewöhnlich große Summen an unserer Kasse eingezahlt worden, und der Anblick des vielen Geldes, das durch meine Hände ging, muß mich verwirrt haben."

Der Vorsitzende lächelte ironisch. „Waren Ihnen denn solche Anwandlungen vorher niemals gekommen? Es ist doch mehr als wahrscheinlich, daß Sie schon häufig große Beträge zu verwahren gehabt hatten."

„Gewiß. Aber ich erinnere mich nicht, daß die Versuchung, mir etwas davon anzueignen, je in solcher Stärke an mich herangetreten wäre."

„Es war also lediglich die plötzlich erwachte Gier nach dem Gelde, die Ihre Handlungsweise bestimmte? Sie hatten dazu sonst keinen Beweggrund? Drückende Schulden etwa oder Verpflichtungen, denen Sie aus eigenen Mitteln nicht zu genügen vermochten?"

„Nichts von alledem, Herr Präsident."

„Auf welche Art brachten Sie den Diebstahl zur Ausführung?“

„Einfach dadurch, daß ich mir kurz vor Kassenschluß sechs Päckchen mit je dreißig Tausendmarkscheinen in die beiden inneren Brusttaschen meines Rockes steckte.“

„Konnten Sie denn das so unbemerkt tun? Mußten Sie nicht fürchten, daß der dreiste Diebstahl auf der Stelle entdeckt werden würde?“

„Ich nahm einen Augenblick wahr, wo ich sicher sein konnte, von niemand beobachtet zu werden. Eine Entdeckung hatte ich nicht vor dem übernächsten Morgen zu fürchten, denn es war ein Samstag, an welchem die Bureaus schon einige Stunden früher geschlossen werden als an den anderen Wochentagen. Das Manko in der Kasse konnte sich also erst am Montag vormittag herausstellen.“

„Sie wollen also noch immer behaupten, daß Sie ohne Überlegung gehandelt hätten? Daß Sie gerade einen Samstag zur Ausführung des Diebstahls wählten, beweist doch klar das Gegenteil. Sie meinten eben, daß ein Vorsprung von etwa achtundvierzig Stunden genügen würde, Ihnen eine Flucht zu ermöglichen.“

„Ich habe keinen Versuch gemacht, zu entfliehen, Herr Präsident. Ich habe mich am Montag freiwillig gestellt.“

„Weil Sie inzwischen zu der Erkenntnis gekommen waren, daß dieses den Umständen nach wohl das Klügere sei. Aber davon später. Bleiben wir in der gehörigen Reihenfolge. Nachdem Sie das Geld zu sich gesteckt hatten, lieferten Sie die Geldschrankschlüssel wie gewöhnlich an einen Ihrer Chefs ab und verließen das Bankhaus — nach dem Zeugnis Ihrer Kollegen ohne irgendwelche augenfällige Erregung an den Tag zu legen.“

„Ich glaube doch, daß man eine solche Erregung an mir bemerkt haben würde, wenn man mich daraufhin beobachtet hätte. Aber es hegte eben niemand einen Verdacht."

„Nun, das ist auch Nebensache. Erzählen Sie uns jetzt, was dann weiter geschehen ist. Auch wenn Sie nicht von Anfang an nach einem überlegten Plan gehandelt hatten, müssen Sie sich doch nach Begehung der Tat irgendwelche Vorstellungen darüber gemacht haben, was nun weiter geschehen solle."

„Ich wußte es wirklich nicht. Allerlei tolle Ideen jagten sich in meinem Kopf, aber sie schienen mir sämtlich unausführbar. Sobald ich zur klaren Erkenntnis dessen gekommen war, was ich getan hatte, quälte mich auch schon die Reue."

„Wenn es sich so verhielt, weshalb zögerten Sie dann, einen Ihrer Chefs aufzusuchen und ihm die gestohlene Summe zurückzugeben? Man hätte Ihnen in diesem Fall sicherlich Verzeihung gewährt."

„Aber man hätte mich unfehlbar fortgeschickt. Und dann — so leicht wurde es mir ja auch nicht, mich von dem Gelde zu trennen. Ich sagte mir schließlich, daß es doch keine andere Rettung für mich gebe als die Flucht. Aber ich hatte keinerlei Vorbereitungen dazu getroffen, und ich fühlte mich an diesem Tage viel zu aufgeregt und angegriffen, um irgend einen vernünftigen Fluchtplan zu entwerfen. Deshalb beschloß ich, meine Abreise auf den Sonntag zu verschieben. In meiner Wohnung aber ließ es mir keine Ruhe, und ich kam auf den unseligen Gedanken, mir durch geistige Getränke Mut zu machen für mein Vorhaben."

„Es ist allerdings festgestellt worden, daß Sie am Samstag abend und während eines Teiles der Nacht verschiedene Kneipen besucht haben. Über Ihren Aufent-

halt während des späten Nachmittags aber sind Sie bis jetzt jeden Nachweis schuldig geblieben. Die Polizei wie der Untersuchungsrichter sind der Überzeugung, daß Sie diese Zeit benutzt haben, um Ihre Beute in Sicherheit zu bringen."

„Das ist ein Irrtum, Herr Präsident. Wohl hatte ich zuerst daran gedacht, das Geld bis zu meiner Abreise in meinem Zimmer zu verstecken, aber ich konnte dort keinen Ort ausfindig machen, der mir sicher genug erschienen wäre. So zog ich vor, die Scheine in der Tasche zu behalten. In einem der letzten Lokale, die ich in der Nacht vom Samstag zum Sonntag besuchte, müssen sie mir dann gestohlen worden sein."

„Sie haben mir noch nicht auf die Frage geantwortet, wo Sie sich in der Zeit vom Schlusse des Geschäfts bis zu Ihrem Eintritt in das Willbergsche Restaurant um zehn Uhr Abends aufgehalten haben. Da Sie nach dem Zeugnis des Herrn Willberg und des Kellners, der Sie bediente, um diese Zeit noch vollständig nüchtern waren, kann Ihnen die Erinnerung daran unmöglich verloren gegangen sein."

„Ich erinnere mich auch sehr gut, daß ich während dieser ganzen Zeit planlos in den Straßen herumgeirrt bin."

„Das ist sehr wenig wahrscheinlich. Um fünf Uhr haben Sie nach der Aussage der Wirtin Ihre Wohnung verlassen. Danach müßten Sie also volle fünf Stunden lang spazieren gegangen sein. Können Sie sich wundern, wenn Ihnen das niemand glaubt?"

„Und doch kann ich nichts anderes sagen. Hie und da habe ich mich wohl auch eine Viertelstunde auf einer Bank im Stadtpark ausgeruht. In meiner Aufregung hatte ich überhaupt jeden Maßstab für den Lauf der Zeit verloren."

„Sie wollen also noch im Besitz des gestohlenen Geldes gewesen sein, als Sie in das Willbergsche Restaurant eintraten?“

„Gewiß. Ich war in so großer Angst, es zu verlieren, daß ich mich durch häufiges Nachfühlen von seinem Vorhandensein überzeugte.“

„Nun — und weiter? Sie ließen sich bei Willberg ein Abendessen vorsetzen, das Sie indessen kaum anrührten, und tranken eine halbe Flasche Wein. Als Sie sich nach Verlauf einer Stunde entfernten, hat niemand irgend ein Anzeichen von Trunkenheit an Ihnen bemerkt.“

„Trotzdem war mein Kopf nicht mehr klar. Ich trinke selten Wein, weil ich weiß, daß alkoholische Getränke auf mich viel stärker wirken als auf andere Menschen. Schon eine kleine Menge genügt, mich zu berauschen. An diesem Abend aber war mir's gerade um solche Wirkung zu tun, denn ich wollte meine Angst und Aufregung um jeden Preis betäuben. Deshalb ging ich von Willberg nicht nach Hause, sondern noch in verschiedene andere Lokale, von denen ich leider nur die beiden ersten noch anzugeben vermag.“

„Daß Ihre angebliche Beraubung in einer dieser beiden Kneipen verübt worden sei, halten Sie selbst nicht für wahrscheinlich?“

„Es ist ganz ausgeschlossen. Ich weiß bestimmt, daß ich das Geld nach Mitternacht noch bei mir trug. An die weiteren Geschehnisse aber ist mir keine Erinnerung geblieben. Ich kann weder sagen, an welchen Orten ich gewesen, noch mit welchen Leuten ich zusammengetroffen bin, oder was man mit mir vorgenommen hat. Es ist mir unbegreiflich, wie ich in meinem Zustande überhaupt nach Hause zurückgelangen konnte. Jedenfalls setzt mein Gedächtnis erst wieder mit dem

Augenblick ein, wo ich am Sonntag nachmittag halb angekleidet in meinem Bette erwachte und zu der furchtbaren Erkenntnis kam, daß man mir das Geld gestohlen habe.“

„Anfangs haben Sie dem Untersuchungsrichter noch allerlei verworrene Angaben über Örtlichkeiten und Menschen gemacht, deren Sie sich dunkel erinnern wollten. Aber die polizeilichen Recherchen und selbst das Angebot einer großen Belohnung, die von dem bestohlenen Bankhause ausgesetzt war, haben zu keinem Ergebnis geführt. Sie sehen wohl selbst ein, daß Ihre Gedächtnisschwäche jedem vernünftigen Menschen einigermaßen zweifelhaft vorkommen muß.“

„Ich sagte schon, Herr Präsident, daß ich Spirituosen sehr schlecht vertrage, und ich habe an jenem Abend allerlei durcheinander getrunken. Es ist mir schon früher einmal passiert, daß ich plötzlich bis zur Sinnlosigkeit betrunken war, als ich nach einer Flasche Wein noch ein Glas Bier zu mir genommen hatte.“

„Nehmen wir also an, Ihre Darstellung wäre richtig — was haben Sie dann weiter getan?“

„Ich war zuerst entschlossen, mir das Leben zu nehmen. Aber es fehlte mir an Mut. Der traurige körperliche Zustand, in den mich die nächtliche Ausschweifung versetzt hatte, brachte mich auch um den letzten Rest meiner Energie. Ich blieb während des ganzen Sonntags im Bette liegen, und am nächsten Morgen war ich zu dem Entschluß gekommen, mich zu stellen und meine Strafe auf mich zu nehmen.“

„Nun, Angeklagter, das alles könnte ja möglicherweise wahr sein. Aber sehr wahrscheinlich klingt es nicht. Ein Mensch von Ihrer Intelligenz müßte tatsächlich unter dem Einfluß eines plötzlichen Wahnsinnanfalls gestanden haben, um so töricht zu handeln, wie

Sie es nach Ihrer Erzählung getan haben. Soll ich Ihnen einmal sagen, wie ich mir den wirklichen Sachverhalt denke? Sie waren klug genug, einzusehen, daß bei der Kürze des Vorsprungs, den Ihnen ein einziger Tag ließ, der Versuch einer Flucht ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen gewesen wäre. Man hätte Sie sicherlich sehr rasch ergriffen und hätte Ihnen Ihre Beute wieder abgenommen. Da ersannen Sie denn den feinen Plan, das Geld lieber zu verstecken und sich alsdann freiwillig zu stellen, um es nach verbüßter Strafe in aller Gemächlichkeit wieder in Besitz zu nehmen. Die nächtliche Kneipenrundreise war nur eine Komödie, die das Märchen von dem an Ihnen verübten Diebstahl glaubhaft machen sollte. Seien Sie endlich einmal aufrichtig, Grevenberg, und antworten Sie mir, ob diese Darstellung der Wahrheit nicht erheblich näher kommt als die Ihrige."

Der Angeklagte schüttelte den Kopf. „Was ich erzählt habe, ist die lautere Wahrheit, Herr Präsident. Ich kann nichts davon zurücknehmen und nichts daran ändern."

„Man hat bei der Durchsuchung Ihrer Wohnung freilich nichts von dem Gelde gefunden, aber es wäre ja auch offenbare Narrheit gewesen, wenn Sie es dort versteckt hätten. In der Zeit von fünf Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends hatten Sie Muße genug, einen anderen Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Die Polizei hat sich bemüht, die Persönlichkeiten zu ermitteln, mit denen Sie in näherem Verkehr standen, und dabei hat sich ergeben, daß Sie eigentlich keinen einzigen näheren Freund besaßen. Ist das richtig?"

„In der Tat, ich führte ein sehr eingezogenes Leben und hatte seit Jahren keinen eigentlichen Freund."

„Dafür aber scheinen Sie ganz besonderen Neigungen

und Liebhabereien gehuldigt zu haben. Es sind bei den polizeilichen Nachforschungen merkwürdige Dinge aus Ihrer Vergangenheit zu Tage gekommen. Man hat festgestellt, daß Sie sich vor etwa zwei Jahren unter falschem Namen in eine Gesellschaft von Offizieren und anderen Kavalieren eingedrängt haben, und daß Sie sich diesen Herren gegenüber monatelang den Anschein eines vornehmen Mannes zu geben wußten, bis ein Zufall Ihre Entlarvung herbeiführte. Geben Sie zu, daß sich das so verhält?"

Der Angeredete veränderte die Farbe. „Ja," sagte er leise. „Aber ich habe damit doch niemand geschädigt."

„Eine betrügerische Absicht scheinen Sie allerdings nicht verfolgt zu haben. Sie sollen sich sogar im Gegenteil Ihren vornehmen Bekannten öfters durch kleine Darlehen gefällig gezeigt haben. Woher haben Sie denn die Mittel dazu genommen? Ihr Gehalt war doch verhältnismäßig bescheiden."

„Ich legte mir die äußersten Entbehrungen auf, um in jenem Kreise standesgemäß auftreten zu können."

„Das ist doch sehr sonderbar. Wie kamen Sie eigentlich darauf? Der Zeuge, dem wir die Mitteilung über die damaligen Vorgänge verdanken, meint, es sei lediglich kindische Großmannssucht gewesen."

„Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Aber schon seit meinen Knabenjahren fühlte ich mich sehr unglücklich in meiner untergeordneten gesellschaftlichen Stellung. Ich träumte beständig davon, ein vornehmer Mann zu sein und nur mit Aristokraten zu verkehren. Der Umgang mit Leuten aus meinem Stande hatte für mich etwas geradezu Abstoßendes, und ihre Vergnügungen reizten mich nicht. Als ich vor einigen Jahren an einem dritten Orte zufällig die Bekanntschaft eines Grafen machte, der nichts von meinem Namen und

meiner abhängigen Stellung wußte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir durch einen unschuldigen Betrug Eingang in seine Kreise zu verschaffen."

„Nun, wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Betrug wirklich ein so unschuldiger war. Jedenfalls hat man Sie, als die Sache ans Licht kam, in jener Gesellschaft sofort fallen lassen. Haben Sie seither das Manöver vielleicht noch einmal wiederholt?"

„Nein, Herr Präsident."

„Es scheint aber, als ob Sie doch darauf ausgegangen wären, eine Gelegenheit dazu zu finden. Ihre Wirtin stellt Ihnen zwar das Zeugnis eines sehr soliden jungen Mannes aus; aber Sie hatten jedenfalls die Gewohnheit, sich mit auffallender Eleganz zu kleiden, und Sie wurden von Ihren Kollegen öfter im Konzert oder im Theater auf einem der ersten Plätze gesehen, wohin Sie Ihrer Stellung oder Ihren Verhältnissen nach eigentlich nicht gehörten."

„Ich verzichtete oft tagelang auf das Mittagessen, um mir einen solchen Logenplatz kaufen zu können. Dann bildete ich mir ein paar Stunden lang ein, ein reicher und hochgeborener Kavalier zu sein. Diese Einbildung machte mich glücklich."

„Eine besondere Form von Größenwahn also! Und nun gestehen Sie endlich offen ein, Angeklagter, daß Sie das gestohlene Geld versteckt haben, weil Sie sich der ganz törichten und trügerischen Hoffnung hingaben, mit seiner Hilfe nach verbüßter Strafe irgendwo im Auslande in aller Behaglichkeit das Leben eines solchen Talmikavaliers führen zu können."

„Ich habe es nicht versteckt, Herr Präsident, sondern es wurde mir gestohlen."

Ärgerlich über diese unerschütterliche Hartnäckigkeit wandte sich der Vorsitzende ab. „Setzen Sie sich, An-

geklagter! Wir werden jetzt mit der Vernehmung der Zeugen beginnen."

Es war wenig Neues, was das Verhör dieser Zeugen zu Tage förderte. Die Untersuchung war mit solcher Umsicht und Gründlichkeit geführt worden, daß die Hauptverhandlung keine bemerkenswerten Aufschlüsse mehr zu bringen vermochte.

Der Bankier Henning stellte seinem ehemaligen Kassierer hinsichtlich seiner bis zum Tage des Verbrechens bewiesenen Pflichttreue und seiner sittlichen Führung das allerbeste Zeugnis aus. Er erklärte, daß ihm Grevenbergs Verfehlung ganz unbegreiflich sei und daß er sich fast versucht fühle, an die Wahrheit seiner Erzählung über den Verbleib des Geldes zu glauben.

Ähnlich lauteten auch die Aussagen seiner Kollegen. Grevenberg war wegen seines stillen, zurückhaltenden Wesens bei ihnen nicht gerade beliebt gewesen und hatte ihnen für hochmütig gegolten, eine Neigung zu ausschweifendem Leben aber oder irgend eine andere Leidenschaft, die ihn hätte auf die Bahn des Verbrechens drängen können, hatte niemand an ihm wahrgenommen.

Das Bild, das seine Wirtin, bei der er schon seit mehreren Jahren gewohnt, von seiner Lebensführung entwarf, ließ ihn vollends in günstigstem Lichte erscheinen. Er war nach ihrer Schilderung geradezu ein Muster von Ordnung und Solidität gewesen. Abgesehen von den Ausgaben für seine Kleidung habe er sich bei der Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse einer so weitgehenden Sparsamkeit befleißigt, daß sie ihn geradezu für geizig gehalten habe.

Über die Vorgänge an dem Tage des von Grevenberg verübten Diebstahls wußte sie nicht viel zu sagen. Ihr Mieter war, wie immer am Samstag, etwas früher aus dem Geschäft gekommen, hatte sich umgekleidet und

war nach kaum halbstündigem Verweilen wieder fortgegangen, um erst spät in der Nacht zurückzukehren. Bei dieser Heimkehr habe er in seinem Zimmer ein solches Gepolter gemacht, daß sie gleich auf die Vermutung gekommen sei, er müsse sich gegen seine Gewohnheit betrunken haben. Der fürchterliche Katzenjammer, unter dem er am nächsten Tage gelitten, und sein miserables Aussehen hätten ihr dann die Richtigkeit dieser Vermutung bestätigt.

Eine Anzahl anderer Zeugen noch mußte nach und nach vor den Richtertisch treten; aber ihre Aussagen bildeten nur eine Bestätigung dessen, was schon bei der Vernehmung des Angeklagten zur Sprache gekommen war. Irgend ein Anhalt für den Verbleib der gestohlenen Summe war aus ihren Bekundungen nicht zu gewinnen. Die eindringlichen Mahnungen, die der Vorsitzende immer aufs neue an Paul Grevenberg richtete, hatten keinen anderen Erfolg als den, daß er mit unabänderlicher Bestimmtheit wiederholte, die Summe müsse ihm an einem Orte, den er nicht mehr nennen könne, von einem Unbekannten gestohlen worden sein.

So erhob sich denn nach mehrstündiger Verhandlung der Staatsanwalt zu seinem Plaidoyer, das nach dem Geständnis des Angeklagten und nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme ziemlich kurz sein konnte. Auch er gab der Überzeugung Ausdruck, daß Grevenberg das Geld versteckt und die Geschichte von seiner Beraubung nur erfunden habe, um sich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis die Beute zu sichern. Er beantragte trotz der bisherigen Unbescholtenheit des Angeklagten mit Rücksicht auf das jetzt von ihm bewiesene Raffinement die verhältnismäßig hohe Strafe von zwei Jahren Gefängnis nebst entsprechendem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Der Gerichtshof zog sich zu kurzer Beratung zurück, um dann das Erkenntnis zu verkünden, das nach dem Antrage des Staatsanwalts lautete.

„Sie hören, daß Sie zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden sind," wandte sich der Vorsitzende an den Angeklagten. „Haben Sie noch irgend eine Erklärung abzugeben?"

Paul Grevenberg war totenbleich; aber er stand aufrecht da, und seine Stimme klang fester als zuvor, als er erwiderte: „Nein. Ich nehme die Strafe an und bitte nur um die Erlaubnis, sie sogleich antreten zu dürfen."

Fünftes Kapitel.

Am 26. September, zwölf Uhr Mittags war Paul Grevenberg vor zwei Jahren in die Strafanstalt eingeliefert worden und fast mit dem Schlage der zwölften Stunde tat sich heute das Tor der äußeren Umfassungsmauer des Gefängnisses vor ihm auf.

Man hatte ihm die Kleidung zurückgegeben, die er als Untersuchungsgefangener getragen, und er war in seiner äußeren Erscheinung wieder ganz der elegante junge Mann, als der er vor seinen Richtern auf der Anklagebank gesessen. Aber selbst seine ehemaligen Kollegen würden ihn auf den ersten Blick schwerlich wieder erkannt haben, denn er war erschreckend hager geworden, und sein hohlwangiges, fahles Gesicht mit den tiefliegenden dunklen Augen schien um ein Jahrzehnt gealtert.

Er selbst hatte beim Umkleiden mit bitterem Lächeln wahrgenommen, wie sehr er während seines Aufenthaltes hinter den Gefängnismauern abgemagert war, und als er nun in den goldenen Mittagssonnenschein des schönen

Herbsttages hinausschritt, spürte er in allen Gliedern eine Mattigkeit und Schwere, wie wenn er eben von langer Krankheit erstanden wäre.

Das erste Stückchen Weges legte er eilenden Fußes zurück, offenbar von dem Wunsche erfüllt, dem Bannkreis des unheimlichen Gebäudes, unter dessen Dach er so unsägliche Qualen erduldet, so rasch als möglich zu entfliehen.

Dann aber blieb er aufatmend stehen. Das Herz klopfte ihm in stürmischen Schlägen, und seine Kniee bebten. Daß er so schwach geworden sei, hatte er doch nicht für möglich gehalten. Drinnen bei dem ewigen Einerlei der schrecklichen geisttötenden Sträflingsarbeit und bei dem stumpfsinnigen Dahinschleichen während der sogenannten Erholungsstunde auf dem Gefängnishofe hatte er die Abnahme seiner Kräfte niemals so peinlich empfunden als jetzt bei seiner Rückkehr in die Freiheit.

Ein Gefühl unsäglicher Bangigkeit legte sich mit bedrückender Schwere auf seine Brust, und als ein paar Leute an ihm vorübergingen, die ihn, wie er meinte, mit neugierigen Blicken ansahen, drehte er hastig den Kopf zur Seite. Noch konnte er niemand ins Gesicht sehen, noch steckte ihm die scheue knechtische Sträflingsangst und das Gefühl des Ausgestoßenseins zu tief im Blute.

Da war es ihm, als hörte er mit halblauter Stimme seinen Namen nennen. Heftig erschrocken, als fürchte er, daß man ihn in das Gefängnis zurückholen wolle, wandte er sich um.

Aber der da vor ihm stand, war keiner von seinen uniformierten Peinigern, bei deren Anblick jedesmal ein Erzittern durch seine Seele gegangen war. Es war ein gut gekleideter älterer Herr, dessen angenehmes,

kluges Gesicht ein kurz gehaltener grauer Vollbart umrahmte, und der mit einem, wie es schien, etwas verlegenen Lächeln seinen blanken Zylinderhut lüftete.

„Ich bitte um Entschuldigung — aber ich habe doch wohl das Vergnügen mit Herrn Paul Grevenberg?"

Der Angeredete hatte Mühe, Herr über seine Bestürzung zu werden. Geschah es doch seit zwei Jahren zum ersten Male, daß ihn jemand in den Formen anredete, an die er einst gewöhnt gewesen war. So fremd, so seltsam mutete ihn jetzt diese langentbehrte Höflichkeit an, daß er wie ein hilfloser Knabe dastand und vergebens nach einer angemessenen Erwiderung suchte.

Der andere aber schien zu erraten, was diese verdutzte Miene und dies betroffene Schweigen bedeute, denn er fuhr hastig und mit einer gewissen eindringlichen Liebenswürdigkeit fort: „Gewiß — ich täusche mich nicht. Sie haben sich kaum verändert in diesen letzten sechs Monaten. Nur ein bißchen schmaler und angegriffener kommen Sie mir vor. Sie waren doch hoffentlich nicht krank?"

Paul Grevenberg schüttelte den Kopf. Erst jetzt wagte er es, den Mann, der ihn hier an der Schwelle des Gefängnisses so freundlich begrüßte, genauer anzusehen. Da kam ihm die Erinnerung an einen Mitgefangenen, mit dem er ein paar Monate lang an demselben Tische Tüten geklebt hatte und der auch im Schlafsaal sein Nachbar gewesen war.

Der Mann hatte allerdings damals wesentlich anders ausgesehen als heute. Sein Gesicht war glatt rasiert gewesen, und seine Wangen hatten nicht diese rosige Farbe der Gesundheit gehabt. Aber Paul Grevenberg erkannte ihn trotzdem. Er erkannte ihn an seinem Lächeln und an seiner eigentümlichen Art, beim Sprechen die Augen zusammenzukneifen.

Nur der Name war ihm entfallen, oder er hatte ihn vielleicht auch gar nicht gewußt. Denn was bedeutete der bürgerliche Name an einem Orte, wo es keine Individuen mehr, sondern nur noch Nummern gab!

„Nein, ich war nicht krank," sagte er so behutsam und leise, wie man sich im Gefängnis zu sprechen gewöhnt. „Aber Sie müssen verzeihen, mein Herr, wenn ich nicht weiß, wie ich Sie anreden soll. Ihr Name —"

„Sie haben ihn natürlich vergessen. Ich konnte es kaum anders erwarten. Es hat eben nicht jeder ein so vorzügliches Gedächtnis wie ich. Also erlauben Sie, daß ich mich nochmals vorstelle: Heinrich Wendriner, ein ehemaliger Nachbar und Leidensgefährte. Es war mir eine so große Freude, Ihnen außerhalb jener Mauern da hinter uns zu begegnen, daß ich mir's nicht versagen konnte, Sie zu begrüßen. Also Sie haben's glücklich hinter sich? Darf ich fragen, seit wie lange?"

„Seit einer Viertelstunde," erwiderte Grevenberg. „Das ist mein erster Weg in die Freiheit."

„Was Sie sagen! Dann muß ich mich ja um so mehr dem Zufall verbunden fühlen, der mich gerade heute hier vorübergeführt hat. — Wissen Sie auch, mein lieber Herr Grevenberg, daß ich in diesen letzten Monaten sehr oft an Sie gedacht habe? Wenn man an solchem Orte" — und er machte eine leichte Bewegung gegen das hinter ihm liegende Gefängnis hin — „einem anständigen und sympathischen Menschen begegnet, so prägt sich einem seine Persönlichkeit naturgemäß besonders tief ins Gedächtnis. Sie glauben nicht, wie angenehm es mir ist, Sie wiederzusehen!"

Paul Grevenberg lächelte dankbar, und als der liebenswürdige Herr fragte, ob er nichts gegen seine Begleitung einzuwenden habe, stimmte er freudig zu. Es war ihm, als ob er sich weniger unsicher und be-

klommen fühlen würde, wenn er an der Seite dieses Mannes zum ersten Male wieder durch die belebten Straßen ging. Nun würde ihn doch ganz gewiß niemand mehr daraufhin ansehen, ob er nicht vielleicht geradeswegs aus dem Gefängnis käme.

Es war ihm ein so wohltuendes, ein so unbeschreiblich köstliches Gefühl, endlich einmal wieder in einem anderen Tone sprechen zu dürfen als in dem unterwürfigen des demütigsten Gehorsams. Nachdem die erste Befangenheit von ihm gewichen war, würde er am liebsten in einem fort geredet haben.

„Wohin ich gehe?" wiederholte er eine teilnehmende Frage seines Begleiters. „Ja, wenn ich das wüßte! Zunächst muß ich wohl darauf bedacht sein, mir ein Unterkommen zu verschaffen. Wenn ich Glück habe, finde ich vielleicht noch heute irgendwo ein bescheidenes möbliertes Zimmerchen. Andernfalls werde ich mich freilich entschließen müssen, einen Gasthof aufzusuchen."

Wendriner schien einen Augenblick nachzudenken. „Ich überlege eben, ob ich Ihnen da nicht vielleicht für den Anfang etwas behilflich sein kann," sagte er nach einer kleinen Weile. „Meine Frau hält nämlich ein Pensionat, und es wäre sehr nett, wenn Sie bei uns wohnen könnten. Ich weiß nur nicht, ob gerade in diesem Augenblick ein Zimmer verfügbar ist."

Paul Grevenberg horchte auf. Das war ja eine sehr angenehme Aussicht, die sich da vor ihm auftat. Aber es mußte doch etwas geben, das ihn wieder bedenklich machte.

„Sie sind sehr gütig," meinte er, „allein ich würde leider wohl kaum in der Lage sein, von Ihrem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich verfüge augenblicklich nur über sehr geringe Geldmittel und muß mich deshalb so bescheiden als möglich einrichten."

„Nun, was das betrifft — Salons für Fürsten und Millionäre sind es auch gerade nicht, die uns zu Gebote stehen. Ein nettes, einfaches Stübchen und eine anständige bürgerliche Verpflegung, das ist alles, was wir unseren Pensionären bieten können. Dementsprechend sind natürlich auch unsere Preise. Ich glaube nicht, daß Sie es anderswo vorteilhafter treffen werden."

Der Eifer, mit dem er sprach, mußte den Anschein erwecken, als ob ihm viel daran gelegen sei, den ehemaligen Mitgefangenen zum Hausgenossen zu gewinnen.

Um so befremdlicher war der scheue, mißtrauische Blick, mit dem Paul Grevenberg verstohlen zu ihm aufsah. „Da Sie mir so vertrauensvoll entgegenkommen, Herr Wendriner, bin ich Ihnen wohl volle Offenheit schuldig," sagte er endlich zögernd. „Man hat mir soeben etwa achtzig Mark als den Überverdienst dieser zwei Jahre ausgezahlt. Diese kleine Summe ist tatsächlich alles, was ich besitze, und ich kann nicht wissen, ob es mir schon in der allernächsten Zeit gelingen wird, eine Stellung oder Beschäftigung zu finden, die mich ernährt. Einen so unsicheren Kostgänger aber wird Ihre Gattin doch wohl schwerlich aufnehmen wollen."

„Wenn ich mich für ihn verbürge — gewiß. Darum, daß wir bei Ihnen früher oder später zu unserem Gelde kommen würden, ist mir wahrhaftig nicht bange."

Das Lächeln, mit dem er diese Worte begleitete, war von einer ganz eigenen, pfiffigen Art, und die zusammengekniffenen Augen gaben seinem Gesicht einen verschmitzten Ausdruck, wie wenn sein Mienenspiel noch etwas ganz anderes andeuten solle als seine Rede.

Grevenberg vermied es jetzt, ihn anzusehen, und sein Blick haftete beharrlich am Boden, während er fortfuhr: „Und dann ist da auch noch etwas anderes, Herr

Wendriner. Ich — ich stehe unter polizeilicher Aufsicht, und man hat mir soeben bei meiner Entlassung gesagt, daß diese Aufsicht gerade mir gegenüber sehr streng gehandhabt werden würde."

Die Eröffnung schien durchaus keine abschreckende Wirkung auf den anderen hervorzubringen. „Das kann ich mir wohl denken," sagte er gleichmütig. „Wenn man vermutet, daß jemand eine große Summe hinter sich gebracht hat, paßt man ihm natürlich auf die Finger."

Wieder streifte ein mißtrauischer Blick Grevenbergs das lächelnde Gesicht des Herrn Wendriner. „Was soll ich nur anfangen, um die Leute davon zu überzeugen, daß ich von dem Gelde nicht einen Pfennig mehr besitze? Es ist mir in jener Nacht wirklich gestohlen worden, und es ist schlimm für mich, daß die Polizei den Dieb nicht hat entdecken können."

„Na, so was soll manchmal sehr schwierig sein, mein lieber junger Freund. Vielleicht hat man sich nicht einmal besondere Mühe gegeben, weil man eben nicht recht daran geglaubt hat. Aber wegen der Polizeiaufsicht brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Das hört sich grauslicher an, als es ist. Meine Frau würden wir natürlich ins Vertrauen ziehen müssen, damit sie weiß, was sie zu tun und zu sagen hat, wenn einer der Herren von der Kriminalpolizei Nachfrage nach Ihnen hält. Sonst aber braucht kein Mensch etwas zu wissen, auch meine Tochter nicht. Auf meine Verschwiegenheit können Sie sich jedenfalls verlassen."

„Und mein Name? Ist er nicht schon an und für sich hinreichend, Ihre Angehörigen und Ihre Pensionäre darüber aufzuklären, wer ich bin?"

„Jetzt, nachdem mehr als zwei Jahre über der Ge-

schichte vergangen sind? Meinen Sie wirklich, daß man in einer Großstadt ein so gutes Gedächtnis hat? Ich bin überzeugt, unter tausend Menschen ist kaum einer, der sich noch an den Vorfall erinnert. Schließlich sind Sie ja doch auch nicht der einzige Ihres Namens."

„Sie wollten es also wirklich mit mir wagen? Trotz meiner Mittellosigkeit und trotz der Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus erwachsen können?"

„Wir Menschen sind darauf angewiesen, einander beizustehen," erklärte Herr Wendriner mit einer gewissen Feierlichkeit. „Heute ist es der eine, morgen der andere, der das Mitleid und die Opferwilligkeit seines Nächsten in Anspruch nehmen muß. Es kommt wohl mal eine Zeit, wo Sie es mir vergelten werden. Aber vor allem müssen wir uns überzeugen, ob meine Frau überhaupt noch ein Zimmer frei hat. Kommen Sie nur gleich mit, denn zu einem bescheidenen Mittagessen sind Sie unter allen Umständen mein Gast."

Paul Grevenberg sträubte sich nicht länger, und sie bestiegen einen Straßenbahnwagen, der sie nach der in einem weit entlegenen Stadtviertel befindlichen Wohnung des Herrn Wendriner brachte.

Sechstes Kapitel.

„Pensionat ersten Ranges für In- und Ausländer", war auf einem großen Porzellanschild neben der Tür des Hauses zu lesen. Auf der breiten, mit Kokosläufern belegten Treppe stiegen die beiden Männer in das zweite Stockwerk empor. Ein niedliches sauberes Dienstmädchen tat ihnen auf, und Wendriner öffnete ohne Umstände eine der auf den Korridor der Wohnung ausmündenden Türen.

Das Klavierspiel, das bis jetzt aus diesem Zimmer

ertönte, brach plötzlich ab, und ein junges Mädchen erhob sich von dem Drehsessel vor dem Instrument.

„Ist die Mutter nicht hier, Hanna?“ fragte der Hausherr.

Die junge Dame gab mit einer verneinenden Gebärde zurück: „Ich glaube, sie ist in der Küche. Soll ich sie rufen?“

„Nein, ich gehe schon selbst. Aber erlaube, daß ich dir meinen Freund Grevenberg vorstelle. — Sie nehmen wohl mit der Gesellschaft meiner Tochter vorlieb, lieber Freund, bis ich wiederkomme.“

Ohne erst eine Antwort abzuwarten, ging er hinaus, und Paul Grevenberg sah sich zu seiner Verlegenheit mit der jungen Dame allein.

Nachdem er so lange jeglichen Verkehrs entwöhnt gewesen war, konnte er sich allerdings gerade diesem jungen Mädchen gegenüber wohl einigermaßen befangen fühlen. Denn sie sah nicht aus wie ein Gänschen, das von einem neuen Bekannten nur ein paar nichtssagende, abgedroschene Redensarten erwartet. Ohne eigentlich schön zu sein, hatte sie ein schmales kluges Gesicht von ganz eigenem Reiz — eines jener Gesichter, die sich der Erinnerung besser einprägen als manche auffallende Schönheit. Schwarzhaarig und dunkeläugig, mit bräunlichem Teint und brennend roten Lippen, erschien sie dem jungen Manne wie der rechte Typus eines temperamentvollen, leidenschaftlichen Weibes von hochentwickeltem Verstande. Ein paar feine Linien um Mund und Nase zeigten, daß sie über die erste Maienblüte ihres Lebens schon hinaus war. Paul Grevenberg schätzte sie auf dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre. Aber er war zugleich überzeugt, daß sie in keiner früheren Periode ihres Lebens bestechender gewesen sein könne als eben jetzt.

Mit einigen höflichen Worten hatte sie ihn eingeladen, sich zu setzen, und nun wartete sie offenbar auf seine Anrede. Nur für einen Moment war sein Auge dem ihrigen begegnet. Dann vermied er es, sie anzusehen, weil ihr forschender Blick seine Befangenheit vermehrte.

Endlich raffte er sich auf zu sagen: „Sie sind durch mein Erscheinen im Musizieren gestört worden, mein Fräulein. Darf ich Sie bitten, trotz meiner Anwesenheit darin fortzufahren?“

„Ich bin eigentlich nicht Künstlerin genug, um mich vor anderen hören zu lassen,“ erwiderte sie, „aber wenn Sie es wünschen, gern.“

„O ja,“ bat er lebhaft. „Sie würden mir damit eine aufrichtige Freude bereiten.“

Mit einem raschen Blick streifte sie noch einmal sein Gesicht, dann setzte sie sich an das Instrument und spielte da weiter, wo sie bei dem Eintritt der beiden Herren aufgehört hatte.

Paul Grevenberg lauschte aufmerksam. Der langentbehrte Wohllaut der leichten Musik tat seinen Nerven unbeschreiblich wohl, und aufs neue durchströmte ihn das Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit mit köstlichem Behagen. Jetzt, wo er nicht fürchten mußte, ihren dunklen Augen zu begegnen, konnte er sich auch mit voller Muße der Betrachtung seiner neuen Bekannten hingeben. Er bewunderte die schönen Linien ihrer Gestalt, und er suchte aus der Beobachtung ihrer Gesichtszüge den Charakter der Spielenden zu erraten. Noch mehr vertiefte sich dabei der Eindruck, den er schon im ersten Moment von ihr empfangen hatte. Ihre für ein weibliches Wesen fast zu hoch gewölbte Stirn, ihre feingeschnittene Nase und ihr energisches Kinn gaben dem Gesicht der jungen Dame einen Aus-

druck von Willensstärke und überlegenem Verstande, der ihm imponierte. Sie war sicherlich keine von denen, die das Herz eines Mannes auf den ersten Blick in Flammen setzen können, aber in ihrem Aussehen war etwas, das den Wunsch wachrief, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Sie mußte fühlen, wie aufmerksam sie von ihm beobachtet wurde, aber sie ließ sich dadurch nicht zu jenen kleinen Koketterien verleiten, deren sich hübsche junge Damen in solchem Fall zu befleißigen pflegen. Steif und gerade saß sie da, mit ernster, fast herber Miene; ihre Gedanken schienen lediglich dem Musikstück zu gehören, das sie spielte, und zuletzt trat sogar zwischen ihren Augenbrauen eine feine, scharf eingeschnittene Falte hervor, die sie nach Paul Grevenbergs Ansicht plötzlich um Jahre älter machte.

Eben legte er sich in seinen Gedanken eine artige Wendung zurecht, mit der er ihr seine Anerkennung über ihr Spiel ausdrücken wollte, als die Tür des Zimmers sich wieder auftat. Herr Wendriner kehrte zurück; aber er kam nicht allein, sondern in Begleitung einer kleinen, mageren, kümmerlich und verhärmt aussehenden Frau, die mit eigentümlich verängstigtem Gesichtsausdruck hinter ihm her trippelte.

„Bitte, liebe Hanna!" sagte Wendriner mit erhobener Stimme.

Die junge Dame brach auf der Stelle ihr Spiel ab, um mit einer beinahe auffälligen Hast das Zimmer zu verlassen.

Nun wandte sich der Hausherr an die kleine Dame: „Hier, liebe Ernestine, hast du meinen Freund Grevenberg. Ich empfehle ihn deiner ganz besonderen Fürsorge. Es wäre mir lieb, wenn er sich in unserem Hause recht lange wohl und heimisch fühlte."

Paul hatte sich erhoben und der kleinen Frau eine tiefe Verbeugung gemacht.

Schüchtern reichte sie ihm die Hand. „Seien Sie mir willkommen!“ sagte sie leise. „Es trifft sich gut, daß wir gerade ein Zimmer frei haben. Allerdings ist es eines von den kleinsten und liegt nach dem Hofe hinaus. Aber ich denke, es wird sich bald besser einrichten lassen.“

Er beeilte sich zu versichern, daß er mit allem zufrieden sein würde, und daß er so bescheiden als möglich zu leben wünsche. Da ihm Wendriner gesagt hatte, daß er seine Frau ins Vertrauen ziehen wolle, würde er sich gewiß ihr gegenüber sehr bedrückt und verlegen gefühlt haben, wenn nicht die Schüchternheit in ihrem Wesen seine Befangenheit rasch verscheucht hätte.

Sie hatte ihre Anrede hastig vorgebracht wie eine eingelernte Lektion, und nun sah sie hilflos zu ihrem Manne auf. Nein, von diesem dürftigen kleinen Wesen hatte er sicherlich nichts zu fürchten, solange er das Wohlwollen ihres Herrn und Gebieters besaß.

Er gab also eine ganz unbefangen klingende, höfliche Antwort, und Frau Wendriner war sichtlich froh, als sie von ihrem Manne mit der Weisung hinausgeschickt wurde, für eine beschleunigte Fertigstellung des Mittagessens Sorge zu tragen.

Als sie wieder allein miteinander waren, schlug Wendriner seinem neuen Hausgenossen vertraulich auf die Schulter. „Das wäre also abgemacht. Ich habe meiner Frau so viel gesagt, als ihr zu wissen nottat, und damit ist alles erledigt. Um die anderen Pensionäre brauchen Sie sich nicht im mindesten zu kümmern. Es sind zwei junge Amerikanerinnen, die hier nach der Art ihrer Landsmänninnen allerlei überflüssige Studien treiben, ein alter pensionierter, halbtauber Beamter

und ein junger Herr, den wir wahrscheinlich schon morgen wegen schuldiggebliebener Miete an die Luft setzen werden. Da sie alle auf ihren Zimmern essen, werden Sie wenig oder gar nicht mit ihnen in Berührung kommen. Sie aber, lieber Freund, speisen natürlich mit uns am Familientisch. Und wenn ich Ihnen für den Anfang sonstwie von Nutzen sein kann — mit meiner Garderobe meine ich oder auch mit etwas Geld, so bitte ich ganz über mich zu verfügen."

„Ihre Güte ist geradezu beschämend, Herr Wendriner. Ich weiß gar nicht, womit ich so viel Wohlwollen verdient habe, und es kommt mir fast wie ein Unrecht vor, daß ich solche Opfer von Ihnen annehme."

„Ach, machen Sie doch keine Geschichten! Wenn man sich selber in ähnlicher Lage befunden hat, weiß man doch, wie es einem nach der Rückkehr aus solcher Sommerfrische zu Mute ist. Um nichts in der Welt möchte ich die Sache noch einmal durchmachen. Und doch waren es bei mir bloß sechs Monate, die man mir wegen Bankrotts aufgebrummt hatte, weil der Gerichtshof nichts von kaufmännischen Dingen verstand. Wenn ich die Mittel gehabt hätte, einen tüchtigen Anwalt für das Betreiben der Revision oder eines Wiederaufnahmeverfahrens zu bezahlen, so wäre ich sicherlich zuletzt freigesprochen worden. Es bleibt eben immer die alte Geschichte von den großen Dieben, die man laufen läßt, und von den kleinen, die man hängt."

Paul hatte sich nicht mehr erinnert, wegen welcher Verfehlung Heinrich Wendriner im Gefängnis gesessen. Aber wenn er wirklich nur wegen Bankrotts verurteilt worden war, so erschien er in seinen Augen durchaus nicht als Verbrecher, denn Paul Grevenberg hatte zu lange im Bankfach gearbeitet und das Treiben an der Börse mit seinen ständig wechselnden Glückschancen

zu aufmerksam beobachtet, als daß er nicht für die Opfer des Mammonsdienstes mehr Mitleid als Verachtung gehabt hätte. Der Mann machte ihm überdies einen so respektablen Eindruck, er hatte so ganz das Aussehen eines selbstbewußten, ehrenfesten Menschen, daß er ohne weiteres geneigt war, seinen Worten Glauben zu schenken. Er sagte etwas Derartiges, und Heinrich Wendriner nickte, als hätte er es nicht anders erwartet.

„Wäre ich wirklich der Schwindler gewesen, als den der Herr Staatsanwalt mich hinzustellen beliebte, so wäre ich wohl nicht als ein armer Mann aus dem Zusammenbruch hervorgegangen, meine Frau brauchte sich nicht mit Zimmervermieten zu plagen, und meine Tochter — nun, warum soll ich es Ihnen nicht sagen — meine Tochter wäre vor einer schmerzlichen Enttäuschung bewahrt geblieben.“

Paul Grevenberg glaubte zu erraten, worin diese Enttäuschung bestanden habe, aber ein natürliches Zartgefühl verbot ihm, nach Dingen zu fragen, die doch jedenfalls zu den intimsten Angelegenheiten der Familie gehörten.

Es berührte ihn fast peinlich, als sein neuer Freund aus eigenem Antriebe fortfuhr: „Es gab eine Zeit, wo man mich nicht mit Unrecht für einen reichen Mann hielt, für einen Mann, der seinem einzigen Kinde eine glänzende Mitgift aussetzen würde. Damals fehlte es meiner Hanna natürlich nicht an Bewerbern. Es war nicht nach meinem Wunsche, daß sie sich für einen jungen Offizier entschied, der außer seinem klangvollen Namen nichts hatte als ein hübsches Gesicht, eine flotte Uniform und eine ansehnliche Menge Schulden. Aber ich wollte ihrem vermeintlichen Glück nicht im Weg sein und gab meine Einwilligung zu der Verlobung. Als sich dann

meine geschäftlichen Verhältnisse plötzlich verschlechterten, als Schlag auf Schlag die Mißerfolge kamen, die mich trotz meiner verzweifelten Anstrengungen unaufhaltsam der Katastrophe zutrieben, war der Herr Leutnant einer von den ersten, welche die Gefahr witterten und das sinkende Schiff verließen. So wenig Zeit ließ er sich bei seinem hastigen Rückzug, und so offen enthüllte sich dabei die Brutalität seines Egoismus, daß meine arme Hanna unter der Grausamkeit ihres unverschuldeten Schicksals beinahe zusammenbrach, und daß wir allen Ernstes für ihr Leben fürchteten. Nun, heute hat sie es, Gott sei Dank, überwunden, und sie denkt an ihre vermeintliche Liebe zu jenem Unwürdigen zurück wie an eine Verirrung, die sie selber nicht mehr versteht. Das schmerzliche Erlebnis ist für sie eine Schule gewesen, aus der sie nur geläuterter und gefestigter hervorgegangen ist. Heute würde sie bei der Wahl eines Gatten sicherlich nicht mehr auf glänzende Äußerlichkeiten sehen oder darauf, wie viel Wertschätzung er in der Gesellschaft genießt, sondern nur auf seine Herzenseigenschaften. Einem Manne, den sie als gutherzig und gemütvoll erkannt hat, würde sie gewiß vieles verzeihen, was anderen Mädchen ihres Alters als unverzeihlich scheinen mag. Sie ist — aber wozu soll ich davon reden! Sie werden sie ja näher kennen lernen, und dann werden Sie auch verstehen, weshalb ich von ihr nicht anders als mit inniger Zärtlichkeit und Liebe sprechen kann."

Er war ganz warm geworden, und Grevenberg, der es nicht gewagt hatte, ihn zu unterbrechen, fühlte sich aus Höflichkeit verpflichtet, zu sagen, daß er schon beim ersten Anblick die Empfindung gehabt habe, Fräulein Hanna müsse eine außergewöhnliche junge Dame sein, eine Äußerung, die ihm einen dankbaren Händedruck Heinrich Wendriners eintrug.

„Jawohl — außergewöhnlich im besten Sinne des Wortes, ein Schatz für ihre schwergeprüften Eltern und ohne allen Zweifel ein köstliches Kleinod für den Mann, dem es gelingt, ihre Liebe zu gewinnen. Vorläufig freilich“ — und er verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln — „brauchen wir wohl kaum zu fürchten, daß man sich darum drängen werde, sie uns zu entführen. Ein armes Mädchen — Sie wissen ja, mein lieber junger Freund, was das heutzutage bedeutet. In einem Jahr aber — und vielleicht auch schon früher — dürfte es damit wieder anders aussehen. Denn ich gehöre glücklicherweise nicht zu den Leuten, die sich so leicht vom Schicksal unterkriegen lassen. Selbstvertrauen und Elastizität — das ist es, worauf es im Leben ankommt, mein lieber Herr Grevenberg! Ich habe von beidem genug, um mich wieder in die Höhe zu arbeiten. Wie die Dinge augenblicklich liegen, fehlt es mir nur noch an einem Kapitalisten, mit dessen Hilfe ich meine Ideen ausführen kann. An dem Tage, wo ich einen Menschen finde, der mir hunderttausend Mark zur Verfügung stellt, habe ich meinen Fuß wieder auf der Leiter. Und ich werde meine fatalen Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben. Binnen Jahresfrist garantiere ich meinem Teilhaber eine halbe Million.“

Er war mit lebhaften Bewegungen im Zimmer auf und nieder gegangen, während er vor seinem ehemaligen Mitgefangenen dies glänzende Zukunftsbild entrollte. Daß Paul Grevenberg keine Erwiderung hatte, schien ihn zu befremden, denn er blieb plötzlich vor ihm stehen.

„Sie trauen mir das nicht zu, nicht wahr? Es kommt Ihnen komisch vor, wenn ein Mann in meiner Lage davon spricht, daß er innerhalb weniger Monate Hunderttausende erwerben werde?“

„Durchaus nicht, Herr Wendriner. Als Kaufmann

weiß ich gut genug, welche Wunder Scharfblick und Energie auf geschäftlichem Gebiete zu verrichten vermögen. Es ist traurig für mich, daß ich nicht über die Summe verfüge, deren Sie für den Anfang benötigen."

Heinrich Wendriner antwortete nicht. Für einen Moment sahen sich die beiden Männer in die Augen, dann aber war es, als könne Paul Grevenberg den messerscharfen Blick des anderen nicht ertragen, denn er schaute zur Seite, und ein verlegenes Lächeln, das eigentlich durch nichts motiviert war, irrte über sein Gesicht.

Es entstand ein längeres Schweigen, seltsam genug nach den aufgeregten Reden, die noch eben in überströmendem Wortschwall von Heinrich Wendriners Lippen geflossen waren. Dann öffnete sich die Tür, und Hannas schlanke Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Ihr Zimmer ist bereit, Herr Grevenberg; wollen Sie mir erlauben, es Ihnen zu zeigen?"

Er folgte ihr bis an das Ende des langen Korridors in der Erwartung, daß auch ihr Vater mitgehen würde. Aber Wendriner blieb im Wohnzimmer zurück, und zum zweiten Male war er mit Hanna allein. Sie hatte vor ihm eine Tür geöffnet und war zuerst in das kleine schmale Gemach eingetreten, dessen einziges Fenster auf einen ziemlich engen Hof hinausging.

„Sie werden sich behelfen müssen," sagte sie. „Hoffentlich finden Sie den Raum nicht allzu beschränkt."

„Es ist mehr, als ich brauche," versicherte er. „Aber es setzt mich in Verlegenheit, zu denken, daß ich Ihnen Mühe und Unbequemlichkeiten verursacht habe."

Mit derselben ernsten Miene, die er vorhin während des Klavierspiels an ihr beobachtet hatte, schüttelte sie den Kopf. „Ich hatte keine Mühe davon. Und dann — es ist doch unser Geschäft."

Es gefiel ihm, daß sie das so ruhig sagte, ohne alle Ziererei und ganz ohne Bitterkeit. Und doch war vielleicht kaum mehr als ein Jahr vergangen, daß sie davon geträumt hatte, an der Seite eines glänzenden Offiziers die Herrin eines üppigen Haushaltes und die Königin rauschender Feste zu sein. Nein, ein alltägliches Geschöpf war sie sicherlich nicht, und es mußte wohl der Mühe wert sein, sie näher kennen zu lernen.

„Wenn Sie irgendwelche Wünsche haben, brauchen Sie nur nach dem Mädchen zu klingeln," fuhr sie fort. „In einer halben Stunde ungefähr dürfen wir Sie wohl zum Essen rufen."

Damit ging sie hinaus, und Paul Grevenberg ärgerte sich, daß er ihr so gar nichts Gescheites zu sagen gewußt hatte. Eine halbe Stunde später aber hatte er sie schon vergessen, denn seine Gedanken verloren sich in eine ganz andere Richtung, sobald er einen Blick in den Wandspiegel geworfen hatte, aus dem ihm ein fahles, hohlwangiges Gesicht wie das Antlitz eines wildfremden Menschen entgegenschaute.

Siebentes Kapitel.

Der warme Sonnenglanz eines der letzten schönen Herbsttage lag über dem freundlich am Bergeshang aufgebauten Städtchen. Die Luft war mild und köstlich wie im August, aber die Wipfel der Bäume, die überall zwischen den roten Ziegeldächern hervortauchten, hatten sich schon bunt verfärbt, und unter den Füßen des jungen Mannes, der eilig eine der höher gelegenen, steil ansteigenden Straßen hinanschritt, raschelten die welken Blätter.

Da oben standen nur noch einige Landhäuser, von denen beinahe jedes das Buen Retiro eines aus dem

geräuschvollen Treiben der nahen Großstadt hieher geflüchteten pensionierten Offiziers oder Staatsbeamten war. Hübsche Gärten umschlossen die weißschimmernden Villen, und wenn man sich rückwärts wandte, genoß man einen sehr anmutigen Ausblick über das Gewirr spitzer Giebeldächer, die sich da unten scheinbar regellos durcheinander schoben, und weiterhin über saftig grüne Wiesen und bräunliche Stoppelfelder.

Aber der junge Mann dachte nicht daran, hinter sich zu schauen. Er mochte das malerische Panorama des Städtchens, in dem er nun schon zwei Jahre als Arzt praktizierte, zur Genüge kennen, und sein Interesse war offenbar in diesem Augenblick anderen Dingen zugewendet. Während er an den ersten Häusern vorübergegangen war, ohne ihnen einen Blick zu schenken, verlangsamte er, als er bis an das Gartengitter der letzten Villa gekommen war, merklich seinen Schritt und spähte aufmerksam durch das schon kahl werdende Gezweig der Hecke, die sich als ein Schutzwall gegen indiskrete Augen mannshoch hinter der eisernen Einfriedigung erhob.

Sein hübsches Gesicht erhellte sich, als er fand, was er gesucht. In einem kleinen halboffenen Pavillon, ungefähr zehn Schritte von dem ziemlich einfachen Hause entfernt, saß ein junges Mädchen, eine Handarbeit auf dem Schoße, aber den Blick gedankenverloren in die unbestimmte Ferne gerichtet.

Die sonnige Wärme des schönen Herbsttages mochte sie noch einmal auf ihr Lieblingsplätzchen hinausgelockt haben, und nur in der Hoffnung, daß es so sein werde, hatte Doktor Georg Ruthardt den weiten Umweg durch die Platanenstraße gemacht.

„Guten Morgen, Fräulein Martha!“ rief er hinüber. „Fürchten Sie nicht, sich hier draußen zu erkälten?“

Sie war beim Klang seiner Stimme ein wenig zusammengefahren. Aber auf ihrem anmutigen Gesicht lag ein freundliches und wohl auch freudiges Lächeln, als sie es ihm zuwandte. „Guten Morgen, Herr Doktor! Nein, ich fürchte mich gar nicht. Sie wissen ja, daß ich gegen dergleichen ziemlich unempfindlich bin. Wohin aber führt Sie denn Ihr Weg in aller Frühe hier hinaus?"

„Ich habe einen Besuch auf der Oberförsterei zu machen. Aber es ist nicht sehr eilig. Wenn Sie mir erlauben wollten, auf einen Augenblick einzutreten —"

„Aber dazu brauchen Sie doch nicht erst um Erlaubnis zu fragen. Allerdings müssen Sie zunächst mit mir fürliebnehmen, denn Papa ist noch nicht von seinem Morgenspaziergang zurück."

Es hatte nicht den Anschein, als ob Doktor Ruthardt sich durch diese letzte Mitteilung besonders unangenehm berührt fühlte. Jedenfalls hatte er es sehr eilig, die Gartentür zu öffnen und sich dem Pavillon zu nähern.

Ohne aus ihrem Schaukelstuhl aufzustehen, reichte ihm Martha von der Heyde die Hand. „Bitte, nehmen Sie Platz. Erzählen Sie mir etwas, aber etwas recht Lustiges — ja?"

„Es ist leider meine schwächste Seite, Fräulein Martha, an der Sie mich da fassen. Mit meinem Erzählertalent ist es, wie Sie wissen sollten, herzlich schlecht bestellt. Aber warum müßte es denn auch gerade etwas Lustiges sein?"

„Weil ich glaube, daß mir eine kleine Aufheiterung not tut. Ich war gar nicht sehr vergnügt, Herr Doktor, als Sie mich durch Ihren freundlichen Zuruf überraschten."

Sie hatte das alles leichthin und in halb scherzen-

dem Tone gesprochen, aber er glaubte auf ihrem Gesicht zu lesen, daß sich etwas sehr Ernsthaftes dahinter verbarg. Ja, wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sie sogar geweint.

Darum war ein Klang warmer und herzlicher Teilnahme in seiner Stimme, als er erwiderte: „Wenn man mit zwanzig Jahren an einem so wunderschönen Tage nicht vergnügt und glücklich ist, muß man sehr triftige Ursachen für seine Verstimmung haben. Es ist doch hoffentlich nicht der Gesundheitszustand Ihres Herrn Vaters, der Ihnen von neuem Sorge macht?"

Das junge Mädchen bewegte verneinend den Kopf. „Er versichert mir täglich, daß er sich seit dreißig Jahren nicht mehr so wohl gefühlt habe wie jetzt. Auch wird er nicht müde, Sie als einen Wundertäter zu preisen. — Nein, das ist es nicht."

Er rückte ihr ein wenig näher und beugte sich vor, um ihr mit forschendem Blick in die großen blauen Augen zu sehen, die heute etwas so sonderbar Müdes und Träumerisches hatten. „Aber es gibt also doch eine bestimmte Ursache? Wenn sie den Arzt nichts angeht, darf dann vielleicht der Freund sie erfahren?"

„Ach, es ist gar nichts Geheimnisvolles. Ich möchte fort von hier, Herr Doktor, möchte mir draußen in der Welt irgend eine Tätigkeit suchen, die mich zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft macht. Ich kann es nicht mehr ertragen, nutzlos und untätig in dieser dumpfen Kleinstadtenge dahin zu leben. Mir ist manchmal, als müßte ich darin ersticken."

(Fortsetzung folgt.)



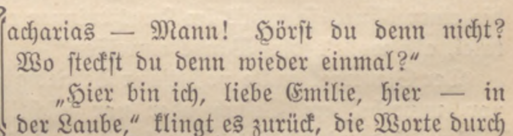


Der ungeduldige Freier.

Humoreske von H. Abt.

* *

Mit Illustrationen
von Emil Klein.



Zacharias — Mann! Hörst du denn nicht? Wo steckst du denn wieder einmal?"

„Hier bin ich, liebe Emilie, hier — in der Laube," klingt es zurück, die Worte durch kurze, scharfe Hammerschläge voneinander getrennt.

Die „liebe Emilie" eilt zu der zierlich gezimmerten, von blühenden Kletterrosen und wildem Wein umrankten Laube, wirft einen Blick auf den Gatten, der in Weste und aufgestreiften Hemdärmeln, ein Gewirr grünumsponnenen Drahtes in der Linken, den Hammer in der Rechten und eine Anzahl kleiner, messingener Knopfnägel zwischen den Zähnen, emsig darauf los hantiert, ohne sich durch die Gattin stören zu lassen, die jammernd die Hände zusammenschlägt.

„Aber um Gottes willen, Mann, was bastelst du nur da schon wieder zusammen?"

„Ich stelle die elektrische Leitung ins Haus her," gibt der Steuerrat a. D. Zacharias Thomann zurück, um die eingeschlagenen Nagelköpfe die Drähte spannend.

„Ich hab' schon öfter, während wir hier unser Abendbrot verzehrten, die Klingel vermißt."

„Aber ich bitte dich, wem willst du denn klingeln, wenn wir alle drei hier sitzen? Ein Dienstmädchen haben wir doch nicht!"

„Nein, das haben wir nicht," gibt er zu, immer eifrig schaffend „brauchen wir auch nicht. Die Hauptsache ist, daß sich keinerlei Bequemlichkeit vermissen läßt. Man könnte doch mal hier 'ne Klingel brauchen, und das Läutewerk, das ich anzubringen gedenke, ist die allerneueste Konstruktion."

Die Steuerrätin läßt ihn nicht weiterreden. „Noch ein Läutewerk! Ich dächt', wir hätten an dem einen genug, das du an der Gartentür angebracht hast. Wenn die einer öffnet, so gibt's im Haus drinnen einen Spektakel, als wollt's die Wände einreißen."

Der Steuerrat nickte voll tiefer Befriedigung. „Ja, vor unverhofftem Besuch oder vor nächtlichen Einbrechern sind wir ein für allemal gesichert. Dieses hier" — er knipst den Draht ab und verfestigt das Ende — „das ist anderer Art, das wird —"

„Das wird noch mehr Lärm machen und wird noch mehr kosten," fällt wieder die Gattin ein und nimmt aus des Mannes Hand den Hammer. „Aber ich sag' dir, jetzt ist's genug! Sonst sollst du auch mich Lärm machen hören. Das ist ja mit dir rein nicht mehr zum Ertragen! Jeden Tag eine neue Bastelei und jeden Tag eine neue Ausgabe. — Ja, kannst du denn überhaupt nicht mehr rechnen?"

„Ich hab' im Steueramt gerechnet, siebenunddreißig Jahre meines Lebens lang, liebe Emilie. Um's nun nicht mehr zu müssen, hab' ich mir das Häuschen da gekauft und mich zur Ruhe gesetzt."

„Zur Ruhe!" stöhnt Frau Emilie. „Als ob du in

den anderthalb Jahren, die wir hier wohnen, schon eine Minute zur Ruhe gekommen wärst! Zimmern, mauern,



tünchen, graben, hacken, tapezieren, malen, pflanzen und nun gar die elektrische Leitung — das ganze Haus ist schon wie mit galvanischen Drähten umsponnen, die

reine Gewitterfalle! Und die Geldkosten — ja sag' nur, Mann, denkst du eigentlich niemals daran, daß du Vater bist?"

Der also Befragte wickelt behutsam den ungebrauchten Draht zusammen und sagt dabei voll schöner Ruhe: „Ich hab' das Mädel was lernen lassen und hab' sie mit viertausend Mark in die Aussteuerversicherung eingekauft. Was soll ich denn noch mehr?"

„Was du noch mehr sollst? Dafür sorgen, daß deine Tochter überhaupt einmal eine Aussteuer braucht, dafür sorgen, daß sie einen Mann kriegt."

„Dafür sorgen —" Der Steuerrat hat die Hemdärmel niedergestreift und fährt in die Hausjoppe hinein. „Soll ich's etwa ausklingeln lassen: ich hab' eine Tochter zu verheiraten, zwanzig Jahre alt, gerad gewachsen, von Gesicht nicht die Häßlichste und viertausend Mark Aussteuer?"

„Ausklingeln!" Der Steuerrätin Gesicht hat sich um ein paar Schattierungen dunkler gerötet. „Deine Klingeln, jawohl, die liegen dir mehr am Herzen wie dein Kind, denn sonst hättest du's ja schon lange merken müssen, daß bei der Anna etwas nicht in Ordnung ist."

„Nicht in Ordnung? Fehlt ihr denn was?"

„Fehlt ihr was? Jawohl, das Auge des Vaters fehlt ihr. Ich hab' in der Wirtschaft zu tun, ich kann nicht den ganzen Tag aufpassen, aber du — du könntest es, aber du mußt ja elektrische Leitungsdrähte ziehen und Klingeln legen. Darüber kann dein Kind ins Unglück rennen."

„Ins Unglück? Oho, was soll denn das heißen?"

„Das soll heißen, daß das Mädchen was Heimliches angebandelt hat und sich Dummheiten in den Kopf setzen läßt von einem, der sein Lebtag nicht daran denkt, sie zu heiraten."

„Oho!" sagt der Steuerrat noch einmal, und jetzt kommt etwas mehr Bewegung in seine behaglich runde, kleine Gestalt. „Wer wär' denn das? Doch nicht etwa der —"

„Jawohl, der," kommt die Gattin ihm zuvor, den unausgesprochenen Namen von seinen Lippen fangend, „der feine, vornehme Herr Forstassessor! Schon seit dem Sommerfest, wo er Gott weiß wie oft mit ihr getanzt, da geht's heimlich hinüber und herüber."

„Heimlich!" Der Steuerrat fährt auf. „Ih — da soll doch —! Hast du Beweise dafür?"

„Beweise mehr wie genug, wenn ich auch noch nichts direkt mit eigenen Augen gesehen hab', und wenn's die Anna auch in Abrede stellen will. — Aber wie sie rot wird, so oft dem Herrn Forstassessor sein Name genannt wird, und wie sie seit dem Sommerfest einen anderen, wo sie sich glücklich schätzen könnte, wenn der sie zur Frau nähme, links liegen läßt —"

„Einen anderen?" Der Steuerrat stößt einen leisen Pfiff aus. „Aha — und um den anderen, da handelt sich's eigentlich, und der andere, das ist der dicke Herr Wagner aus der Glasfabrik! — Ja freilich, da ist's dem Mädel nicht zu verdenken, daß ein hübscher, junger, schlanker Kerl wie der Forstassessor ihr besser gefällt."

Jetzt hat die Steuerrätin des Gatten Arm gefaßt. „Du — du bist ja ein ganz leichtfertiger, gewissenloser Vater!"

Er sieht sie starr an. „Was bin ich? Gewissenlos? Halt du nur dein Gewissen so rein als Mutter wie ich meins als Vater."

„Zacharias!"

„E—mi—lie!"

Auge in Auge stehen die Gatten einander gegenüber.

„Jawohl, dein Gewissen als Mutter. Sieh sie dir

nur recht genau an, deine Tochter, und nachher den Herrn Heinrich Wagner mit seinen achtundvierzig Jahren, seinem Schmerbauch und seiner Glatze, und dann sprich von Gewissen —"

„Fünfundvierzig ist er erst, das beste Alter für einen Mann. Bei jeder könnt' er anklopfen, bei jeder," stößt die Steuerrätin hervor, „und die Anna hat erst auch nichts gegen ihn gehabt, bis — na, bis zu dem Sommerfest. Und ich wollt' ja auch nichts dagegen sagen, aber der Forstassessor, ein Leichtfuß wie der und hochnäsig obendrein, der nur mal eine ganz Reiche brauchen kann, wie er's ja auch ganz öffentlich ausgesprochen hat — da ist doch gar kein Gedanke dran, daß der mal die Anna nähme. Höchstens unglücklich machen könnt' sie sich — eine unglückliche Liebe, aber das — das — daran denkst du ja nicht, davon hörst du nichts läuten — du — über allem deinem Klingelnlegen!"

Sie hat das schon des öfteren bis zur höchsten Vollendung geübte Kunststück wieder einmal fertig gebracht, den Ring der Rede wirksam damit zu schließen, von wo derselbe ausgegangen.

Der Steuerrat, das Ende der Drahtrolle in seiner Hand noch ein wenig fester wickelnd, sagt auch seinerseits mit der zuvor gezeigten Gelassenheit: „Wenn's auf das Glück meines Kindes ankommt, hör' ich's immer noch früher läuten wie du, da verlaß dich drauf!"

Er nahm aus seines Weibes Hand den Hammer und ging ins Haus hinein, sein Morgenwerk dort vollends zu Ende zu bringen.

— — — — — — — — — — — —

Das Mittagessen schmeckte darauf besonders gut, und das Mittagschläfchen sollte besonders sanft werden. Auch die Steuerrätin hatte sich auf das Sofa

zur mittäglichen Ruhepause hingestreckt, und das Töchterlein ging, nachdem es den Tisch abgedeckt, entgegen der mütterlichen Weisung, sich gleichfalls ein Viertelstündchen hinzulegen, auf Zehenspitzen über die Veranda in den Garten hinunter.

Schlafen — ach, damit war's schon während der Nacht seit einiger Zeit nicht mehr zum besten bestellt. Sehnsüchtige Gedanken — Träume, bald wonnevoll helle, bald ahnungsdüstere, schwere — schwer wie der Seufzer, der von Annas Lippen zitterte, wie sie dann drunten im Garten bei den Rosenbüschen stand. — Da blühten überall die Rosen, und alles war eitel Sonne und Sommerfreude, und wenn's Herbst wurde, und der Winter kam, und alles war abgeblüht und kahl und öde, wie würde es dann sein? Ach —

Über die blühenden Rosenbüsche hinweg zitterte der Seufzer, über den Zaun hinaus auf die Straße, bis hin zu dem, der da leichtfüßig des Weges zwischen den Gärten daherkam und spähend den Kopf reckte, darauf das flotte grüne Hütchen saß, und dann mit ein paar flinken Schritten an den Gartenzaun herüberkam und, das Hütchen durch die Luft schwenkend, mit einem Aufleuchten in den braunen Augen rief: „Mein gnädiges Fräulein, darf ich mich untertänigst nach Ihrem Befinden erkundigen? Und wie geht's der verehrten Frau Mama und dem Herrn Papa?"

„Mama und Papa halten ihr Mittagschläfchen," sagte Anna ganz leise und war rot geworden wie vor ihr die Rosen.

In des Forstassessors Kurt Fahrenbachs Augen blitzte es noch leuchtender auf, während gleichzeitig seine Stimme sich senkte. „Dann nur für einen einzigen Augenblick laß mich dir drinnen im Garten guten Tag sagen, liebstes Ännchen."

Er hatte schon nach der Gartenpforte seine Hand ausgestreckt.



Aber mit ersticktem Schrei war sie herzugesprungen. „Um Gottes willen — das Läutewerk! — Papa wacht ja sofort auf und kommt!“

Enttäuscht war der Assessor einen Schritt von der allzu verräterischen Gartentür zurückgewichen. „So komm du heraus, Schatz, auf fünf Minuten nur ins Wäldchen da hinten."

„Ich kann ja nicht, denn wenn ich hinausgehe, läutet's doch auch! Und überhaupt" — über Annchens reizendes Gesicht breitete sich ein Ausdruck tiefer Trauer, und über die schönen himmelblauen Augen deckte sich ein dunkler Tränenflor — „ich darf's ja auch nicht mehr — heimlich mit dir zusammentreffen, ich schäme mich, wenn ich immer lügen muß, und Mama hat längst Verdacht geschöpft und paßt auf jeden Schritt auf, den ich mache. Und — und sie hat gesagt, ich soll mir nichts in den Kopf setzen, denn dir — dir wär's ja doch nicht — Ernst —"

Wie schimmernde Perlen waren über die rosigen Wangen herab langsam zwei große Tränen gerollt, und draußen zuckte bei diesem Anblick der Forstassessor zusammen, als seien es Tropfen seines Herzblutes, die da hervorsickerten.

„Annchen!" Ganz zerbrochen klingt seine Stimme, sein Blick fliegt zur Gartentür, fliegt über den Zaun, wendet sich blitzschnell den zwischen den Gartenhecken durchgehenden Weg hinauf und hinab, dann ein knisterndes Rascheln, ein entsetzter Laut.

„Aber Kurt — nein — ich bitte dich, Kurt!"

Mit kühnem Saltomortale über den Zaun hinwegspringend, steht im Garten drinnen neben Anna Thomann der Forstassessor Kurt Fahrenbach, hat den Arm um ihre feine Taille geschlungen und flüstert mit Tönen, die den hartgesottensten Zweifler hätten überzeugen müssen: „Nicht Ernst, Annchen — nicht Ernst?"

Aber sie scheint ihn nicht zu hören, hastet von ihm hinweg, winkt ihm, ihr zu folgen über die Blumen-

rabatten hinweg in die kletterrosenumsponnene Laube hinein. Ganz in die hinterste Ecke gedrückt, stößt sie zitternd und bebend hervor: „Ach Kurt, Kurt, wenn das von der Straße her jemand gesehen hat! — Und die Eltern — ja, die Mama hat recht, du bist toll, vor nichts schreckst du zurück!“

Der vor nichts zurückschreckt, hat sie abermals umfaßt, jetzt so fest, daß sie sich ihm nicht wieder entziehen kann, und ganz dicht über das ihre sein Gesicht gebeugt, fragt er von neuem: „Nicht Ernst, Ännchen — nicht Ernst?“

Ihr wird's ganz schwindelig vor dem, was aus seinen braunen Augen in die ihren hineinglänzt, sie biegt das Gesicht an seine Schulter und lispelt: „Ja, daß du mir gut bist, glaub' ich ja — jetzt, solang du hier bist. Aber später — wenn du fort gehst — zum Herbst oder Winter —“

Er schließt ihr die Lippen mit den seinen. „Wer wird an Herbst und Winter denken, solang die Rosen blühen, Ännchen!“

Sie drückt sich fester an ihn und hat ihn dann doch wieder von sich abgedrängt. Und leise schluchzend bricht aus ihr heraus, was in ihr bangt und quält, seit die Mutter zu ihr gesprochen: „Ich denk' daran — immer, immer muß ich daran denken, wenn du zum Herbst fortgehst, dann wirst du mich vergessen, und ich — ich hab' dich doch so unermeßlich lieb.“*)

Es durchrieselt ihn, und über ihr goldigblondes Haar hinabgebeugt, murmelt er: „Ich dich doch auch — ich dich doch auch, Ännchen! — Glaubst du nicht daran?“

Da biegt sie sich in seinem Arm zurück, sieht ihm ins Gesicht und sagt: „Ja, ich glaub's — ich glaub' an dich!“

Sein freier Arm, der auf der Banklehne ruht, preßt

---

*) Siehe das Titelbild.

sich fester gegen das Holz, als wolle er da etwas packen, festhalten, vielleicht auch etwas zerdrücken, zerpressen — etwas, das da aus ihrem gläubigen Blick zu ihm spricht, zu ihm ruft: „Du verdienst's nicht — so verdienst du's nicht!"

Und während er, ihr Haupt an sich gepreßt, daß ihr Blick nicht mehr den seinen trifft, Liebesworte flüstert, die aus seinem Herzen kommen und wahr sind, wahr wie die Rosen, deren Duft ihn umwebt, liegt seine andere Hand noch immer zwischen den Ranken festgepreßt und will die Stimme zerdrücken, die laut und lauter darunter ruft: „Kein Binden — anderes noch hast du im Sinn gehabt — nichts Lieberes, aber Reicheres vielleicht, Vornehmeres — Glänzenderes vielleicht!"

Und auf die holden Lippen hat er wieder die seinen gepreßt und flüstert dabei: „Nie werd' ich eine andere lieber haben als dich."

Schweigend schmiegt sie sich an ihn, und auch er beginnt zu schweigen, und in dem seligen Schweigen verloren hören sie's nicht, was da den Gartenweg dahergehastet kommt, sehen die kleine, rundliche Gestalt mit wehenden Schlafrockflügeln nicht eher, als bis sie dicht am Eingang der Laube steht. Da ist Anna emporgefahren mit wirrem Schreckenslaut, hat weit die Arme ausgebreitet, als wolle sie hinter sich den schützen und verdecken, der jetzt gleichfalls aufgesprungen ist.

„Papa — Papa!"

Doch ohne Wort hat der Steuerrat die Tochter beiseite geschoben und ist zu dem Assessor getreten. „Zum Kuckuck noch mal, so lassen Sie doch endlich den Klingelknopf los! — Sie ruinieren mir ja die ganze Leitung!"

Der Assessor steht eine Sekunde da in sprachloser, bewegungsloser Verblüffung, nur sein Blick haftet auf dem, was er so lange mit so festem Druck in der Hand gepreßt, ein runder, elastischer Gummidruckknopf ist's.

Stotternd murmelte er: „Vergebung — ich — ich wußte nicht —“



„Bitte, bitte,“ wehrt der Steuerrat die Entschuldigung ab, „hat nichts weiter auf sich. Da hab' ich ja gleich mal gehört, wie das Läutewerk funktioniert.

Tadellos, sag' ich Ihnen! — Aber was verschafft mir im sonstigen die Ehre Ihres Besuchs, Herr Forstassessor?"

Der Forstassessor Fahrenbach, der mit seinen vornehmen Familienbeziehungen und seiner brillanten Protektion den Oberförster schon so gut wie in der Tasche hatte, blickte auf den nicht sonderlich präsentablen Steuerrat a. D., sieht im Geiste an seiner Seite dessen ihm durchaus gleichwertige Gattin und sieht, gegen die Laube gelehnt, blaß, aus angstvoll großen und doch gläubigen, so gläubigen Augen ihn anblickend sein Annchen, setzt den Fuß schärfer auf, als wolle er endgültig etwas hinabzwingen, und sagte, vor dem Steuerrat sich tief verneigend: „Ich wollte hier nur abwarten, bis Sie und Ihre Frau Gemahlin Ihr Mittagschläfchen beendet hatten, um Sie alsdann um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten."

„So —" sagte der Steuerrat, „so! Na, da freut's mich nur, daß ich Sie nicht allzulange hab' hier warten lassen."

Und dann war er abermals aus der Laube hinausgetreten, um der Gattin entgegenzugehen, die jetzt mit kaum minderer Hast als er zuvor dahergeeilt kam.

„Zacharias — Mann! — Das Läutewerk — ich bitt' dich, das neue Läutewerk —"

„Ist schon wieder abgestellt, liebe Emilie," beruhigte er. „Ich hab's früher läuten hören wie du. Und hier" — zur Seite tretend, gab er der völlig fassungslosen Gattin den Blick frei auf die beiden, die sich fest umschlossen hielten — „hier stell' ich dir als Brautpaar unsere Tochter Anna und den Herrn Forstassessor Fahrenbach vor. Weil ihm das Warten zu lang wurde, da hat er mir geklingelt, der ungeduldige Freier!"



Die Lustjacht des englischen Königspaares.

Ein Besuch auf der „Viktoria und Albert“.

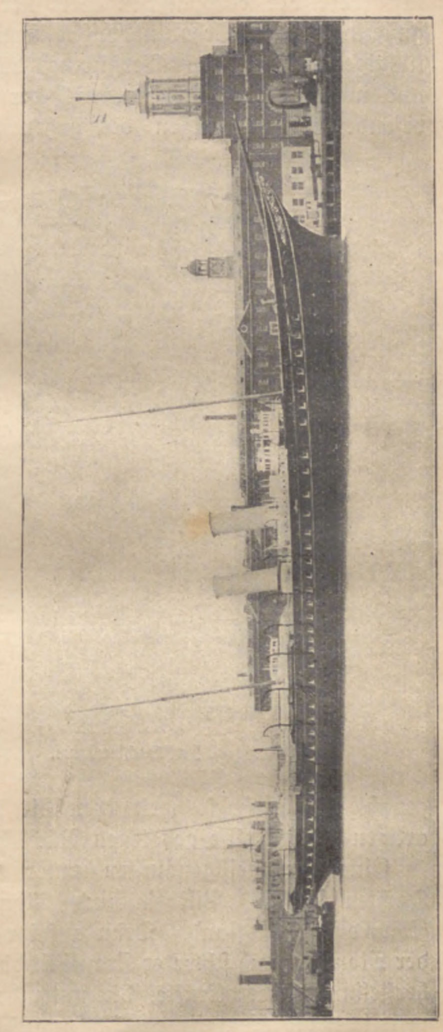
Von W. H. Geinborg.

Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß die Mächtigsten dieser Erde zuweilen noch dringender als gewöhnliche Sterbliche das Bedürfnis fühlen, wenigstens für eine kurze Zeit auszuruhen von den Anstrengungen und Mühen, die ihre Regierungssorgen und die oft noch schwerere Bürde der Repräsentationspflichten ihnen auferlegen, ist gewiß begreiflich. Erholungsreisen und Badekuren auf dem festen Lande aber sind in der Regel nur wenig danach angetan, ihnen diese ersehnte Ruhe zu gewähren, denn selbst das strengste Inkognito entbindet einen Monarchen nicht von zahllosen lästigen Etiketterücksichten und schützt ihn nicht vor jener zudringlichen Neugier der Menge, die seine Bewegungsfreiheit gewöhnlich auf das Äußerste beschränkt.

Kein Wunder also, wenn in neuerer Zeit gekrönte Häupter ihre Erholung immer häufiger auf Seereisen suchen, die ihnen vorübergehend eine nahezu vollständige

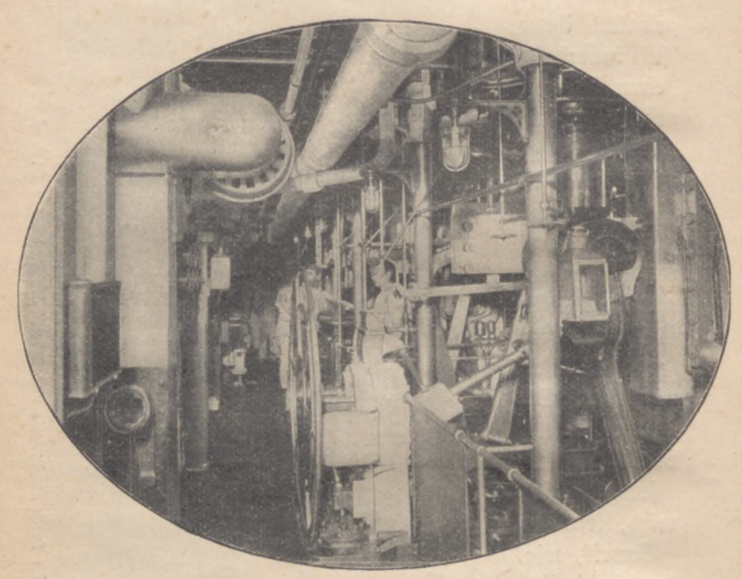
Loslösung aus den gewohnten Verhältnissen ermöglichen. Die Abgeschlossenheit des Schiffes gestattet ihnen, sich innerhalb einer kleinen, nach persönlicher Neigung gewählten Gesellschaft frei und ungezwungen zu bewegen, und manche hübsche Episode, die uns zum Beispiel von den Seefahrten des deutschen Kaisers erzählt wird, liefert den Beweis, wie freudig die Großen der Welt die seltene Gelegenheit benützen, auch einmal nichts anderes als Menschen unter Menschen zu sein.



Die Lustjacht „Viktoria und Albert“ des Königs von England.

So hat denn

fast jeder der europäischen Herrscher für seine Vergnügungs- und Erholungsreisen neuerdings ein seetüchtiges Fahrzeug zur Verfügung, dessen Ausstattung und innere Einrichtung natürlich der Würde wie den besonderen Bedürfnissen des hohen Eigentümers an-



Im Maschinenraum.

gepaßt sein muß, so weit eben die durch die eigenartigen Verhältnisse gebotenen Rücksichten es gestatten.

Eine der meistgenannten unter diesen fürstlichen Jachten ist die „Viktoria und Albert“ des Königs Eduard von England. Denn auf ihr suchte und fand der Monarch nach schwerer Krankheit die völlige Wiederherstellung seiner Kräfte, die unter dem Druck unvermeidlicher repräsentativer Pflichten auf dem festen Lande

wohl schwerlich in so kurzer Zeit zu erlangen gewesen wäre.

Ein Besuch auf diesem königlichen Vergnügungsschiffe, bei dem unsere Leser uns im Geiste begleiten sollen, dürfte darum von besonderem Interesse sein.



Das Kartenhäuschen.

Die erste englische Königsjacht, von der uns die Geschichte erzählt, war das nach einem deutschen Modell erbaute Segelschiffchen, in welchem Karl II. im Jahre 1661 mit seinem Bruder James von Greenwich nach Gravesend um die Wette segelte. Sie hat dann im Laufe der Zeiten viele Nachfolgerinnen gehabt, deren jede, den Fortschritten der Schiffsbautechnik entsprechend,

eine gewaltige Verbesserung bedeutete. Die letzten der von der englischen Königsfamilie benutzten Jachten waren die „Osborne“ und „Alberta“. Sie galten zu ihrer Zeit für kleine Meisterwerke der Schiffsbaukunst und präsentierten sich mit ihrer reichen äußeren Ausschmückung dem Auge auch gefällig und stattlich genug. Aber es waren durchweg hölzerne Raddampfer von bescheidenen Raumabmessungen, und sie wurden durch die vor einigen Jahren erbaute neue Jacht „Viktoria und Albert“ weit in den Schatten gestellt.

Dies königliche Lustschiff, dessen äußere und innere Gestaltung wir unseren Lesern in einer Reihe trefflicher photographischer Abbildungen vorführen, hat seiner Anlage nach den Charakter eines Kreuzers zweiter Klasse. Seine Wasserverdrängung (Deplacement) beträgt 4700 Tonnen. Es ist ganz aus Stahl erbaut, mit einer äußeren Bekleidung aus Holz, die wiederum durch einen Kupferbeschlag geschützt ist, und wird durch Zwillingsschrauben in Bewegung gesetzt.

Aber nur in ihrer äußeren Form erinnert die Königsjacht an ein Kriegsschiff. Ihrer Raumeinteilung und Ausstattung nach bewahrt sie im übrigen durchaus den Charakter ihrer Bestimmung. Sie besitzt weder die kriegsmäßige Armierung der „Hohenzollern“, auf der unser Kaiser seine Nordlandsfahrten und andere Seereisen zu unternehmen pflegt, noch die Batterie dreipfündiger Schnellfeuerkanonen der russischen Kaiserjacht „Standard“. Ihrer Größe nach steht die „Viktoria und Albert“ zwischen den beiden letztgenannten Schiffen. Sie ist kleiner als der „Standard“ mit seinem Deplacement von 5557 Tonnen, aber wesentlich größer als die „Hohenzollern“, die nur eine Wasserverdrängung von 4187 Tonnen hat.

Ihrer Form nach gehört die englische Königsjacht

dem sogenannten Kuttertypus mit Schonerbug und elliptischem Stern an. Sie ist 114 Meter lang; ihre äußerste Breite aber beträgt nur 15 Meter, eine Abmessung, die von vornherein erkennen läßt, daß es den Erbauern in erster Linie um die Erzielung größtmöglicher Schnelligkeit zu tun war. Die Maschinen,



Steuerrad und Kompass.

die natürlich von modernster Konstruktion sind, haben eine indizierte Kraft von 11,000 Pferdestärken und sind im stande, dem Schiff eine Fahrgeschwindigkeit von 20 Seemeilen in der Stunde zu geben.

Von der reichen figürlichen Ausschmückung des äußeren Schiffskörpers, wie sie bei den älteren Königsjachten Brauch war, hat man hier aus praktischen Gründen fast ganz abgesehen. Der Bug trägt als Schmuck eine goldene Krone über dem königlichen

Wappenschild, in dessen ornamentaler Umrahmung die bekannten Wahrzeichen der vereinigten Königreiche, die Rose, die Distel und das Kleeblatt, erscheinen. Ein ähnliches Schild ziert den Stern des Dampfers. Es trägt unter einem strahlenden Stern das Motto: „Das Licht des Himmels ist unser Führer.“ Sonst kann als äußerer Zierat nur noch ein Fries von zwei ver-



Das Lesezimmer.

goldeten, tauartig gewundenen Bändern gelten, der sich rings um das Schiff hinzieht.

Alles, was sich auf Deck dem Auge darbietet, ist von geschmackvoller Einfachheit. Dafür, daß man überall auf gefällige Formen und entsprechende Verzierung bedacht war, mögen unsere Abbildungen des Kartenhäuschens, sowie des Steuermannsstandes mit dem Rade und dem Kompaß einen Beweis liefern.

Ungleich interessanter als das Äußere der Jacht ist

ihre innere Einrichtung. Soweit es sich dabei um die für die Mannschaft bestimmten Räumlichkeiten handelt, sind kaum wesentliche Unterschiede mit den Einrichtungen



Der Korridor längs der königlichen Gemächer.

auf einem gewöhnlichen Kreuzer zu bemerken. Wir brauchen deshalb nicht lange in diesem Teil des Schiffes zu verweilen. Eine das ganze Fahrzeug durchquerende Zwischenwand scheidet die für das Königspaar und sein Gefolge bestimmten Räume von denen der Be-

satzung. Es ist begreiflich, daß sie, der Bestimmung des Fahrzeuges entsprechend, den bei weitem größeren Teil der Jacht einnehmen, nämlich das ganze Mittelschiff und die hinteren Teile des Haupt- und Oberdecks.

Wenn wir vom Lesezimmer ausgehen und uns an der Backbordseite des Schiffes halten, gelangen wir



Der Salon der Königin.

über einen engen Korridor, auf den sich die Türen der Offizierskabinen öffnen, zu der oben erwähnten Zwischenwand und durch eine Verbindungstür auf den in unserer Abbildung dargestellten geräumigen Korridor, der sich ungefähr von der Mitte des Schiffes bis zum Stern hinzieht. Die erste Kabine, die wir betreten, ist für die zweite Kammerfrau der Königin bestimmt, während die Königin ihre Kabine gegenüber an der Steuerbordseite

hat. Beides sind sehr nett und gefällig ausgestattete, in lichten Farben gehaltene kleine Wohnräume.

Die nächsten beiden Kabinen sind für die königlichen Gäste reserviert und außerordentlich hell und freundlich. Jede von ihnen enthält in möglichst enger Zusammendrängung alle wesentlichen Einrichtungsstücke eines Schlaf-, Bade- und Arbeitszimmers. Auf der einen



Die Kabine des Privatsekretärs.

Seite befindet sich das Bett, dessen Gestell aus silberplattiertem Metall besteht, ein Waschtisch aus Onyx mit silberplattierten Geschirren und die Badeeinrichtung. Der ebenfalls mit versilberten Geräten ausgestattete Toilettentisch, der Schreibtisch und der Garderobenschrank, welche die Einrichtung vervollständigen, sind aus sogenanntem Vogelaugenahorn, einer hübschen, für Schiffseinrichtungen neuerdings bevorzugten Holzart.

An die Gastkabinen schließt sich der Salon der Königin, die größte von allen Räumlichkeiten im Hauptdeck. Ein wahrhaft vornehmer Raum ist es, der sich da vor uns auftut, nicht steif und feierlich, sondern hell, heiter und anheimelnd. Trotz ihres Reichtums und ihrer Eleganz wirkt die Ausstattung mehr traulich als prächtig. Das satte Blau des schweren Brüsseler



Das Kinderzimmer.

Teppichs, der den Fußboden bedeckt, kontrastiert sehr angenehm mit dem gelben Ton der seidenen Möbelüberzüge. Von dem reinen Weiß der paneelierten Wände heben sich wirkungsvoll die vergoldeten Ornamente der rings um den Raum angeordneten elektrischen Lampen ab. Ein Klavier von hervorragend schöner Arbeit und ein Schreibtisch dürfen in dem für den Aufenthalt der Monarchin bestimmten Raum natürlich nicht fehlen, so wenig als der in einem englischen

Salon ganz unentbehrliche Kamin, in dem auch hier wirkliche Kohlen brennen, obgleich die eigentliche Hei-



Das Arbeitszimmer des Königs.

zung auf elektrischem Wege bewirkt wird. Der große Bücherschrank endlich enthält eine gut gewählte, ansehnliche Bibliothek.

Dem Empfangssalon, dem „Drawing-room", der

Königin schließt sich eine kleine Flucht von Gemächern an, die der Prinzessin Viktoria vorbehalten sind. Sie bestehen aus einem Schlafzimmer, einem Wohnraum und einem Badezimmer. Die beiden letzteren bieten nichts Bemerkenswertes, das Schlafzimmer aber fesselt durch seine eigenartige und geschmackvolle Ausstattung.

Es ist durch zwei Fenster erleuchtet, zwischen denen



Das Schlafzimmer des Königs.

sich der marmorne Waschtisch befindet. Der Teppich ist von demselben Blau wie im Salon der Königin. Die weißen Wände aber sind durch Füllungen von rotem, mit Silberstreifen durchzogenem Kaliko belebt. Das mit einem blauen Baldachin und schweren seidenen Vorhängen geschmückte Bett hat gleich den Lagerstätten in den Schlafgemächern des Königspaares eine sinnreiche Vorrichtung, die ihm auch beim stärksten Rollen und Stampfen des Schiffes seine horizontale Lage er=



Das Schlafzimmer der Königin.

halten soll und der Schläferin damit jede nur mögliche Gewähr für einen ruhigen Schlummer bietet.

Das entsprechend einfachere Nebengemach dient der Kammerfrau der Prinzessin zum Aufenthalt, und ihm schließt sich die Kabine des königlichen Privatsekretärs an. Auch der Inhaber dieses viel beneideten, aber auch nicht wenig verantwortungsvollen Vertrauenspostens hat sich über einen Mangel an Komfort durchaus nicht zu beklagen. Ein großer, nach amerikanischem Muster gebauter Schreibtisch bildet das hervorstechendste Einrichtungsstück, und daneben befindet sich wie in den Gastkabinen, nur durchweg in etwas einfacherer Ausstattung, alles, dessen ein verwöhnter Sterblicher zur Pflege und Bequemlichkeit seines Körpers bedarf. Das Bett könnte sogar das Entzücken eines Faulenzers erregen, aber sein Gestell ist im Gegensatz zu der massiv silbernen Lagerstätte der Königin und den silberplattierten in den Gastkabinen nur aus blankem Messing.



Toilettentisch der Königin.

Von ähnlicher Einrichtung wie die des Sekretärs sind die für das Gefolge des Königs bestimmten sieben weiteren Kabinen an der Backbordseite des Schiffes.

Die letzte Tür führt uns in den Speisesaal für die Damen und Herren des königlichen Hofstaates. Es nimmt die ganze Breite des Schiffssterns ein und schließt sich der halbrunden Form desselben an, so daß es fast wie der Zuschauerraum eines kleinen Theaters



Der grosse Speisesaal.

erscheint. Auch der von zwölf Drehsesseln umgebene große Speisetisch inmitten des Raumes zeigt dieselbe halbrunde Form. Holzwerk und Möbel sind von unpoliertem Eichenholz und mit silberplattierten Beschlägen reich verziert; Stühle und Sessel aber sind wie in den Speise- und Konversationsräumen englischer Klubs mit Saffianleder überzogen.

Durch eine zweite Tür gelangen wir von diesem

Speisezimmer auf den an der Steuerbordseite des Schiffes entlang laufenden Korridor. Wir übergehen eine Anzahl von Kabinen, die für die Hofdamen der Königin bestimmt sind und sich nicht wesentlich von denen für die Kavaliere des Hofstaates unterscheiden, und werfen einen Blick in das Kinderzimmer, das sicherlich das helle Entzücken jeder weiblichen Besucherin wachrufen würde. Es ist etwas größer als die meisten anderen Schlafzimmer an Bord und für die Aufnahme zweier Personen, eines Kindes und seiner Wärterin, eingerichtet. Mit einem allerliebsten Baderaum steht es in unmittelbarer Verbindung.

Die nächste Kabine ist das Arbeitszimmer des Königs, ein durch zwei Fenster erleuchteter Raum von behaglich solider Ausstattung. Ein gewaltiger Bücherschrank, ein Schreibtisch und mehrere bequeme lederüberzogene Armsessel machen im wesentlichen seine Einrichtung aus.

An dem Badezimmer Seiner britischen Majestät vorüber kommen wir zu dem Schlafgemach des königlichen Schiffsherrn. Blau, Weiß und Gelb sind die augenfälligsten Farbentöne in diesem geräumigen, von einer Fülle goldenen Tageslichts durchfluteten Zimmer. Das Bettgestell ist nicht wie in den anderen Kabinen aus Metall, sondern aus weißem Holze und um eine Stufe über dem Boden erhöht.

Auf das Schlafzimmer der Königin ist bei der Einrichtung der Jacht natürlich ganz besondere Sorgfalt verwendet worden. Es ist von beträchtlicher Größe und von einem Luxus, der dem Range der Bewohnerin entspricht. Ein dicker grüner Teppich, der den Fuß tief einsinken läßt, bedeckt den Boden, und seine Farbe bildet einen dem Auge wohlgefälligen Gegensatz zu dem lichten Rot des Betthimmels und der von ihm hernieder-

fallenden seidenen Vorhänge. Das Gestell des sehr großen Bettes ist, wie schon erwähnt, von massivem



Das Rauchzimmer.

Silber. An seinem Fußende steht ein Sofa und ein drehbares Büchergestell. Der große Toilettentisch hat

seinen Platz zwischen den beiden Fenstern erhalten. Doch dürfte er nur selten seiner Bestimmung dienen, da die anstoßende, verschwenderisch ausgestattete Badekabine alles enthält, dessen die Bewohnerin zur Pflege ihres Körpers und zum Schmuck ihrer äußeren Erscheinung nur immer bedürfen mag.

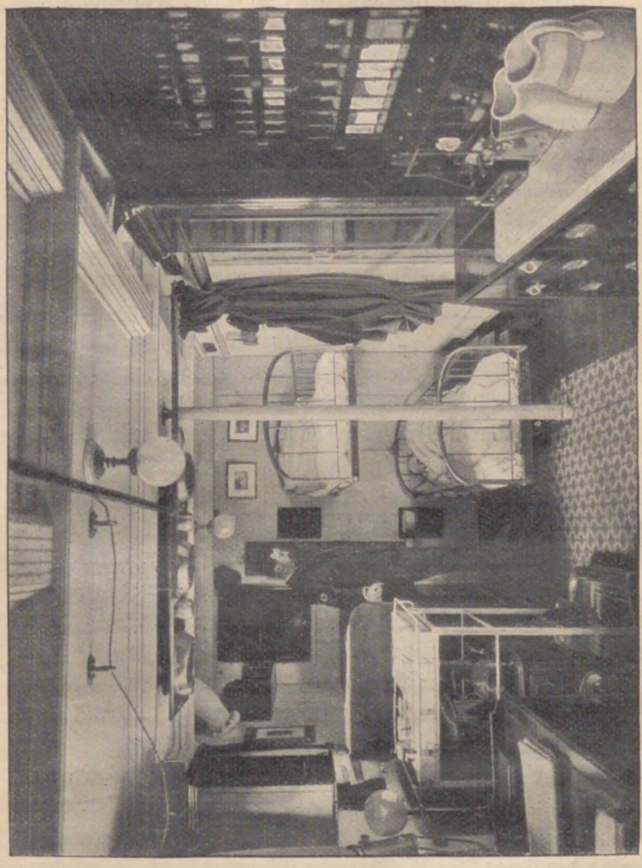
Eine kleine Tür setzt das Badezimmer in unmittelbare Verbindung mit der Kabine der ersten Kammerfrau.

Wir hätten damit alle bemerkenswerten Räume des Hauptdecks kennen gelernt, es bliebe uns nur noch übrig, den im Oberdeck gelegenen einen Besuch abzustatten.

Der größte von ihnen, wie überhaupt der größte an Bord der Jacht, ist der Speisesaal, dessen Länge nicht weniger als 15 Meter beträgt. Drei Speisetische, die indessen leicht zu einer einzigen Tafel vereinigt werden können, nehmen die Mitte des prächtigen Raumes ein. Der Fußboden ist mit blauem Plüsch ausgeschlagen, über den ein Perserteppich von hervorragend schöner Musterung gebreitet ist. Vier große Kredenztische, ein Piano und eine Anzahl von Sofas und Sesseln, die mit blauem Saffianleder überzogen sind, ergänzen das Ameublement. Bemerkenswert sind die Beleuchtungskörper in Form antiker Schiffslaternen und mit einem ornamentalen Schmuck von Delphinen, Ankern und anderen nautischen Emblemen. Sie dienen jedoch hier nur noch lediglich dekorativen Zwecken, denn die Beleuchtung des Speisesaales geschieht ebenso durch Elektrizität wie die Heizung und wie der Betrieb der Aufzugsvorrichtung, welche die Speisen aus den unten gelegenen Küchenräumen an ihren Bestimmungsort befördert.

Hier bewirtet der König seine Gäste oder nimmt, wenn er allein speist, an einem kleinen Seitentische seine Mahlzeiten ein.

Weiter befinden sich im Oberdeck das Vorzimmer, in welchem der König Besuche zu empfangen und kurze



Das Schiffslazarett.

Audienzen zu erteilen pflegt, sowie das Rauchzimmer, das einen der traulichsten und anheimelndsten Räume auf dem Schiffe bildet. Es erhält sein Licht durch

nicht weniger als acht Fenster, und diese Helligkeit mildert angenehm den etwas düsteren Eindruck, den die Täfelung der Wände mit altersdunklem Mahagoniholz sonst hervorzurufen geeignet wäre. Ein schöner persischer Teppich bedeckt den größeren Teil des aus parkettiertem Eichenholz hergestellten Fußbodens, und inmitten der Kabine ist der von vier Stühlen flankierte, mit einer Spiegelglasplatte bedeckte Spieltisch aufgestellt, an welchem der König beinahe täglich zur gewohnten Whistpartie Platz nimmt. Der wohnliche Charakter dieses hübschen Rauchzimmers macht es leicht begreiflich, daß der Schiffsherr den größten Teil seiner Zeit hier verbringt.

Daß auch die im vorderen Teil der Jacht befindlichen Räume der Offiziere und Mannschaft durchweg mustergültig und im allgemeinen etwas komfortabler eingerichtet sind als auf den Schiffen der Kriegsflotte, bedarf bei der Bestimmung der „Viktoria und Albert" kaum der Erwähnung. Unser Photograph hat von diesen Räumen nur einen im Bilde festgehalten, nämlich das Schiffslazarett, dessen Ausstattung jedem festländischen Krankenhaus zur Ehre gereichen würde. Hier ist für alle Eventualitäten, die auf hoher See das Eingreifen des Arztes nötig machen könnten, in umfassendster Weise Sorge getragen, und es erübrigt sich, hervorzuheben, daß alle Fortschritte und Errungenschaften der modernen Heilkunst dabei Berücksichtigung gefunden haben.

So stellt sich die englische Königsjacht dem Besucher in Wahrheit als ein schwimmendes Schlößchen dar, dem keine der für das Wohlbehagen verwöhnter Reisender unentbehrlichen Bequemlichkeiten mangelt. Und vielleicht sind die Tage, die der britische Monarch auf seinem Vergnügungsdampfer zubringt, die einzigen, um die ungekrönte Sterbliche ihn mit einigem Recht beneiden dürfen.



Die indische Briefmarke.

Erzählung aus Britisch-Indien. Von C. Crome-Schwiening.



1. (Nachdruck verboten.)

Auf dem schmucklosen Bahnhof von Cawnpore erwartete eine bunte Menge den Nachmittagszug von Allahabad. Ganz am Ende des Bahnsteigs standen und kauerten in ihren farbigen Gewänder die Inder. Selbst einige eingeborene Sepoyoffiziere in ihren lichten Uniformen, mit den grellgestreiften hohen bauschigen Turbanen, die den Eindruck der Kühnheit ihrer scharfgeschnittenen, von schwarzen Bärten umrahmten bronzefarbenen Gesichtern noch verstärkten, hielten sich abseits von der Mitte des Bahnsteigs, wo eine Anzahl englischer Damen, umgeben von mehreren weißgekleideten Herren, der Ankunft des Zuges harrte. In den letzteren erkannte man unschwer britische Offiziere der Garnison von Cawnpore, welche die lästige Uniform mit dem luftigen Tropengewande vertauscht hatten und vom Fort oder dem Militärlager an der linken Gangesseite herübergekommen waren, um Angehörige oder Kameraden aus Allahabad zu empfangen.

Zu dieser Gruppe trat jetzt ein Offizier, der die

Uniform des in Cawnpore garnisonierenden Light Horse-regiments mit den Abzeichen eines Eskadronchefs trug. Seine bestaubten, bis zum Knie gehenden rotledernen Wickelgamaschen, die Überschnallsporen und die Reitgerte in seiner Hand zeigten, daß er soeben erst aus dem Sattel gesprungen war.

Kapitän Reginald Wayne mußte sich wohl ganz besonderer Sympathien erfreuen, denn unter den Damen entstand bei seinem Erscheinen eine lebhafte Bewegung, und die Herren grüßten respektvoll. Groß und schlank, das schmale, feingeschnittene Antlitz gebräunt von der sengenden Sonne Indiens, ein dunkles, keck emporgedrehtes Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, mit Augen, die glänzend und voll Güte, aber auch scharf und durchdringend zu blicken vermochten, bot Reginald Wayne das vollendete Bild eines Soldaten, dem sein kriegerischer Beruf über alles geht. Obwohl kaum erst über die Dreißig hinaus, hatte er schon eine ruhmreiche Vergangenheit als Soldat hinter sich, und seine Freunde prophezeiten ihm eine glänzende militärische Laufbahn. Seine ritterlichen Eigenschaften aber hatten ihn zu einer Art Heros bei der europäischen Damenwelt von Cawnpore und der nächsten großen Garnison im Audh, Lucknow, gemacht.

Der junge Kavalleriekapitän hätte unter den Schönsten, Vornehmsten und Reichsten der anglo-indischen Damenwelt wählen können, aber er schien in seinen soldatischen Pflichten allein aufzugehen. Bei den Festlichkeiten, welche in den Offizierskreisen von Cawnpore und Lucknow veranstaltet wurden, hielt man oft vergeblich nach ihm Ausschau; keine Dame konnte sich rühmen, von ihm besonders ausgezeichnet worden zu sein. „The iron heart — das Eisenherz“ nannten ihn hinter seinem Rücken seine Kameraden, und von manchem

schönen Lippenpaar, das diesen Beinamen nachsprach, geschah dies nur in Begleitung eines sehnsuchtsvollen Seufzers.

Nur eine junge Dame in der Schwestergarnison Lucknow, welche Reginald dienstlich und gesellschaftlich häufiger aufgesucht hatte, sah die Blicke des Offiziers länger und mit anderem Ausdruck auf sich ruhen als die anderen Damen. Das war Maud, des Obersten Ruther Hethford in Lucknow einzige Tochter. Alle Vorzüge der Engländerin schienen sich in ihr vereinigt zu haben: die biegsame Gestalt, der zarte Teint, welchen das reiche rotblonde Haar noch weißer erscheinen ließ, Kraft und Ausdauer, die man diesen kleinen Händen, diesen zierlichen Gliedern kaum zugetraut hätte, und eine entzückende Munterkeit und Offenheit, die sie zur Umworbensten in ihrem ganzen Kreise machte. Aber alle Versuche, sie mit Hymnens Fesseln zu umspinnen, waren bisher vergeblich gewesen. Sie war von gleichmäßiger Freundlichkeit gegen jeden, aber sie hatte eine Art, jeder wärmer ihr entgegengebrachten Empfindung mit einer Kühle zu begegnen, die diese im Keime erstickte. Nur wenn von Kapitän Wayne die Rede ging, fühlte sie ihr Herz unruhig pochen; traf sie aber mit ihm zusammen, so war sie kühler und abweisender gegen ihn als gegen jeden anderen. Und doch war das nur der Stolz eines Mädchenherzens, das seinen Besieger erkannt und den letzten Verteidigungsversuch macht, ehe es jauchzend unterliegt.

Aber, so scheu selbst voreinander Reginald und Maud das Geheimnis ihrer Herzen noch hüteten, es gab doch jemand, der es ahnte. Das war die Besitzerin des schärfsten Augenpaares und zugleich der spitzesten Zunge in der gesamten englischen Kolonie von Lucknow, Mrs. Meredith, die Gattin eines dort

in Garnison liegenden Majors. Sie war es auch, die eben jetzt auf dem Bahnhof in Cawnpore, wo sie einige Tage bei einer befreundeten Familie zu Besuch gewesen war, den Mittelpunkt jener Damengruppe bildete, die sie jetzt verließ, um Reginald Wayne lebhaft zu begrüßen.

„Fahren Sie nach Lucknow?“ rief sie, ihm entgegeneilend. „Das wäre prächtig — ich hätte dann eine willkommene Unterhaltung auf der langweiligen Fahrt. — Aber nein,“ unterbrach sie sich bedauernd, „ich sehe, Sie waren soeben noch zu Pferd. Schade! Aber zum großen Rout unseres Kommandierenden am Mittwoch dürfen wir Sie doch erwarten?“

„Ich bezweifle es,“ gab der Offizier kühl zurück. „Der Dienst nimmt mich gegenwärtig stark in Anspruch.“

„Der Dienst — der Dienst!“ eiferte die Dame. „Aber, wenn ich Ihnen nun sage, daß Sie sehnsuchtsvoll erwartet werden?“

„Sie irren sich, Mrs. Meredith,“ sagte Reginald. „Mich erwartet niemand mit Sehnsucht in ganz Indien.“

„Auch Miß Maud Hethford nicht?“ fragte die Majorin mit gedämpfter Stimme und versuchte ihrem hageren Gesicht einen möglichst schalkhaften Ausdruck zu geben, während sich ihre Blicke forschend auf das Antlitz des jungen Kapitäns richteten. Allein wenn sie zeglaubt hatte, dieser Name würde irgend eine verräterische Bewegung bei dem Offizier hervorbringen, so sah sie sich getäuscht.

Mit vollkommener Ruhe erwiderte dieser: „Ich achte Miß Hethford zu hoch, um auch nur im Scherz ein Interesse anzunehmen, dessen ich mich nicht zu rühmen habe. Und die junge Dame dürfte es Ihnen kaum Dank wissen, daß Sie ein solches voraussetzen.“

„Eisbär!“ dachte Mrs. Meredith zornig, aber laut rief sie mit liebenswürdigem Lächeln: „Was treibt Sie denn frisch aus dem Sattel hierher auf den Bahnhof? Denn daß Sie gekommen sein sollten, um mir einen Abschiedsgruß zu bieten, wage ich nicht zu hoffen!“

„Ich hätte als ehrlicher Mann auch diese Hoffnung zerstören müssen,“ lächelte Reginald. „Ich erwarte einen lieben Freund aus dem Mutterlande, einen ehemaligen Waffengefährten, der in den letzten Jahren in Afrika kämpfte, jetzt den Dienst quittiert hat, um nach dem jüngst erfolgten Tod seines älteren Bruders seine Erbschaft in England anzutreten, und der noch einige Monate auf eine Reise durch Indien verwenden will.“

„Dann werden wir Ihren Freund auch in Lucknow sehen?“ fragte Mrs. Meredith rasch.

„Es ist sein nächstes Ziel. Er hat Verwandte dort, wie er mir schrieb. Ich werde mich hier in Cawnpore nur wenige Tage seines Besuches erfreuen.“

Der gellende Pfiff des einfahrenden Zuges unterbrach ihre Unterhaltung, und Reginald Wayne verabschiedete sich von der Dame.

„Verstell dich nur!“ dachte diese, während sie sich zu der Gruppe ihrer Bekannten zurückbegab. „Deine eiserne Maske täuscht mich nicht. Deine Augen verrieten dich, als du das letzte Mal vor dieser Maud Hethford standest. Ich verstehe mich auf die Augensprache. Und Mauds anscheinende Kälte! — Nun, ihr führt fürwahr ein amüsantes Kriegsspiel der Liebe miteinander auf, ihr beiden! Ich habe große Lust, mich hineinzumischen und Ihren Sieg noch ein bißchen hinauszuzögern, mein Herr Kapitän, als Dank für die kühle Abweisung, die Sie mir heute zu teil werden ließen!“

Während Mrs. Meredith sich von ihrer Gesellschaft zu einem Abteil erster Klasse geleiten ließ und ihr bewegliches Zünglein zu lauten und herzlichen Abschiedsworten gebrauchte, waren ihre Blicke nicht minder lebendig. Und so gelang es ihnen, in dem Gewühl noch an Reginalds Seite einen kaum ein paar Jahre jüngeren, sehr hübschen Mann zu entdecken, dem ein schwarzbärtiger, finster aussehender Eingeborener mit ein paar flachen gelbledernen Kabinenkoffern folgte und der mit seinem Herrn und dem Offizier im Ausgang des Bahnhofs verschwand.

2.

Einer jener herrlichen indischen Abende war hereingebrochen, die mit ihrer lauen, weichen Luft, ihrer lautlosen Stille und ihrem Blütenduft die Seele mit Träumen umspinnen. An solchen Abenden hatte Reginald Wayne oft auf der Veranda seines Häuschens gesessen und in die Nacht hinausgestarrt, die in diesem Lande schweigender, rätselhafter, geheimnisvoller ist denn irgendwo auf der Welt. In der süßen Mattigkeit, die sie erzeugt, waren lieblichere Bilder, als der Dienst sie ihm vor die Augen trug, in ihm wach geworden, Bilder, die ihren Reiz von einem goldlockigen Mädchenkopf entliehen. Von einem Antlitz, das nicht mehr kühl und abweisend war, sondern in dem die Sehnsucht des Träumenden sich widerspiegelte. Und in solchen unbewachten Augenblicken, allein mit sich in der Einsamkeit seines Hauses, die auch die stumm in der Ecke der Veranda hockenden, seiner Winke gewärtigen indischen Diener nicht störten, war der junge Kapitän keineswegs „the iron heart“, und Mrs. Merediths scharfe Augen hätten leicht bestätigt gefunden, was sie ahnte: daß jene tiefe, heilige Liebe sich des „Eisenherzigen“ be-

mächtigt hatte, die erst mit dem Leben selbst vergeht.

Heute abend freilich hallte die Veranda wieder von munteren Worten. Ralph Oswyn Delham hatte wohl oder übel die Gastfreundschaft Reginalds sich gefallen lassen müssen, an der sein anfänglicher Gedanke, ein Hotel aufzusuchen, bei der ersten Äußerung gescheitert war. Des Kapitäns Koch hatte ihnen ein gutes Mahl zubereitet, und nun saßen die beiden Freunde bei Wisky und Soda und einer Zigarre in den Bambussesseln auf der Veranda, die hell erleuchtet war — vor sich das Dunkel der Nacht, das auch die letzten fernglimmenden Lichter in der Eingeborenenstadt am rechten Gangesufer verschlungen hatte.

Die gemeinsamen Erinnerungen, die wieder ausgetauscht waren, hatten den Augen der beiden erhöhten Glanz gegeben und jene Stimmung hervorgerufen, in denen selbst vertraute Freunde einander noch näher rücken.

„Schon da unten in Afrika wurde mir das Waffenhandwerk verleidet,“ sagte Ralph, unwillkürlich einen ernsteren Ton anschlagend. „Ich hätte mit dem Ende des Krieges doch den Dienst quittiert, auch wenn mir nicht durch den Tod meines Bruders der Titel und das Erbe der Lords Colmere zugefallen wäre. Ich habe unerfreuliche Dinge da unten erlebt, und mehr als je hab' ich hierher gedacht.“

„An mich?“

Eine leichte Röte trat auf die Wangen des Jüngeren. „Auch an dich, mein Alter. Aber zumeist doch an jemand anders. An eine Dame, die in Indien lebt und der eigentlich meine Reise gilt. Verzeih, daß ich dir's in meinen Briefen verschwieg. Aber ich muß erst sicher sein, daß sie meine Liebe erwidert. Denn ich

liebe sie schon seit Jahren, seitdem sie damals auf Besuch in England war. Meiner Erklärung kam der Krieg in Südafrika zuvor, und sie ist nach Indien zurückgegangen. Aber kein Tag verging, an dem ich ihrer nicht in heißer Sehnsucht gedacht hätte, und nun, Reginald, nähere ich mich mit jedem Tage mehr meinem Glücke. Und das ist so groß, so unerschöpflich groß in seinen Verheißungen, die mir meine Träume ausmalen, daß ich immer neue Wochen und Tage zwischen die Stunde der Entscheidung schiebe. Denn sieh, Reginald, schon der Gedanke, daß ich mich getäuscht haben könnte, daß sie meine grenzenlose Liebe nicht zu erwidern vermöchte, faßt mich wie Todesschauer an."

„Sie wird dich sicher lieben," sagte Reginald leise, seltsam berührt von dem Geständnis des Freundes. „Du bist liebenswert wie keiner. Aber es liegen Jahre zwischen dem Einst und Jetzt. Und hast du auch die letzte entscheidende Frage noch nicht an sie gerichtet, so weiß sie doch gewiß, wie es um dich steht?"

„Sie weiß es," murmelte Ralph. „Aber ihre Briefe blieben kühl bei allem Interesse, das sich für mich in ihnen aussprach. Und ich scheute mich in den meinen, jene Frage zu stellen."

„So schreibt ihr euch," rief Reginald heiter, „dann ist ja alles gut!"

Aber Ralphs Miene erheiterte sich nicht. „Wir schreiben uns seit unseren Kinderjahren," entgegnete er leise, „denn Maud ist meine Base."

Reginald Wayne war bei dem Namen heftig zusammengefahren. Ein Gedanke zuckte in ihm empor — so qualvoll, daß er erstarrte.

„Wenn ich dir ihren Namen auch noch verschweige," hub Ralph wieder an, „so sollst du sie wenigstens sehen. Ihr Bild hat mich seit Jahren begleitet."

Er griff nach seiner Brieftasche, zog aber die Hand ohne diese aus der Tasche zurück. „Tukkan!“ rief er seinem indischen Diener zu, der teilnahmslos unfern den beiden Freunden mit gekreuzten Beinen auf dem Fußboden der Veranda hockte. „Bring mir das japanische Kästchen aus dem zweiten Koffer!“

Reginald Wayne sah wie durch einen Schleier, daß der Inder sich wortlos erhob und lautlos im Hause verschwand. In seinen Schläfen hämmerte es. Der einzige Gedanke: „Wenn sie es wäre!“ durchtobte sein Hirn. Die wenigen Sekunden, die bis zur Rückkehr Tukkans verflossen, dünkten ihn Ewigkeiten. Und doch waren kaum zwei Minuten verflossen, als der Inder mit einem Lackkästchen von der doppelten Größe einer Handfläche wieder erschien und es vor seinem Herrn auf das Bambustischchen niedersetzte.

Ralph öffnete es und suchte unter den Briefen, die es enthielt, während Reginald seine Fassung wiederzuerlangen sich mühte. Maud? Hießen nicht unzählige junge Engländerinnen so? Und plötzlich atmete er tief auf. Ralph hatte ihm nur von Bekannten geschrieben, die er in Lucknow habe, nicht aber von Verwandten. Nie hatte er auch im Hause des Obersten gehört, daß Miß Maud vor einigen Jahren in England gewesen wäre. Er selbst, Reginald, war freilich erst vor zwei Jahren von der afghanischen Grenze hierher nach Cawnpore versetzt worden.

Während Ralph zum zweiten und dritten Male mit immer unruhigeren Händen den Inhalt des Kästchens durchsuchte, hatte der Kapitän seine Ruhe wiedergewonnen. Sicher — es würde ihm aus der Photographie ein hübsches, aber ihm vollkommen fremdes Antlitz entgegenblicken.

„Ich entsinne mich doch, das Bild noch in Allahabad

in dies Kästchen gelegt zu haben," rief Ralph Delham, nachdem er sich von der Fruchtlosigkeit seines Suchens überzeugt hatte. „Ich nahm es noch aus meiner Brieftasche, oder sollte ich es —"

Er vollendete nicht, sondern riß erregt seine Brieftasche hervor, die er öffnete und durchwühlte. Sie enthielt eine Anzahl Banknoten von hohem Werte und einige Schriftstücke. Keiner der beiden Freunde sah, wie es in den Augen des unfern dem Tische stehen gebliebenen Inders, der den jungen Lord begleitete, jäh aufflammte. Sekundenlang nur, dann lag wieder die alte stumpfe Gleichgültigkeit in ihnen. Es entging beiden auch, daß ein dünnes, zusammengefaltetes Briefblatt dabei der Brieftasche entglitt und unter das Tischchen fiel.

„Ich finde das Bild nicht," stieß Ralph hervor, und sein schönes Gesicht, auf dem das heitere Lächeln sonst selten fehlte, verdüsterte sich. „Und doch weiß ich bestimmt, daß ich es kurz vor meiner Abreise aus Allahabad im Empreßhotel noch in Händen hatte. Sein Verlust würde mich tief schmerzen."

Reginald legte seine Hand beruhigend auf den Arm des Freundes. „Es wird sich in deinem Gepäck vorfinden, ganz bestimmt. — Was aber liegt hier unten?" unterbrach sich der Kapitän und hob den herabgefallenen Brief auf. „Er muß dir gehören. — Ah — welch ein schönes altes Stück! Du bist also immer noch deiner alten Leidenschaft des Briefmarkensammelns treu geblieben, Ralph?"

Es war in der Tat ein Briefstück, das ein Sammlerherz entzücken konnte. Auf ihm klebte, nur leicht von dem Entwertungsstempel getroffen, eine rote achteckige 4 Annas-Briefmarke von 1855, die in dem weißen Mitteloval blau eingedruckt den Kopf der Königin Viktoria

trägt. Aber diese schon an und für sich nicht allzu häufige Marke wurde zur höchsten Seltenheit dadurch, daß der blaue Kopf verkehrt eingedruckt war und somit „auf dem Kopfe stand" — ein Fehldruck, der heute außerordentlich selten ist.

Viele britische Offiziere und vor allem Damen der ersten englischen Gesellschaft betreiben den Briefmarkensammelsport leidenschaftlich, und so war denn auch Reginald Wayne, obwohl er selbst diesem Sporte nicht huldigte, so weit mit ihm vertraut, um den Wert des Briefstückes mit dieser eigenartigen Marke schätzen zu können.

Der junge Lord griff begierig ein Thema auf, das ihn seinen Gedanken über das Verschwinden der Photographie wenigstens etwas entriß.

„Ach nein," antwortete er hastig auf Reginalds Frage. „Der größte Teil meiner Sammlung ist damals in den Besitz meiner Base Maud übergegangen, die eine leidenschaftliche Sammlerin ist. Und für sie ist das seltene Stück hier auch bestimmt. Ich weiß, es wird ihr große Freude machen. Ich erstand es für wenige Schillinge in dem Trödlerladen eines Parsen, der seinen Liebhaberwert nicht kannte."

Reginald hielt noch immer das dünne Briefblatt mit der indischen Briefmarke, dessen Adresse in hindostanischen Schriftzeichen geschrieben war, zwischen den Fingern. Sein Gesicht hatte sich wieder erhellt. Nie hatte er gehört, daß Miß Maud Hethford diesem Sammelsport ergeben war, während ihm dies bei zahlreichen anderen Offiziersdamen bekannt war, die eifrig in ihrem Bekanntenkreise für ihre Sammlungen warben.

„Schade!" sagte er plötzlich, indem er sich näher über das Briefstück beugte. „Der Tintenklecks hier dicht neben der Marke müßte nicht darauf sein."

„Es ist nicht Tinte," erwiderte Ralph. „Es ist Blut — sieh nur genau hin, und es ist obendrein mein Blut. Sieh nur nicht so erstaunt darein, mein Alter, es hat keinen blutigen Kampf um diese indische Briefmarke gegeben. Ich sagte dir ja schon, daß ich sie friedlich für ein geringes erwarb. Aber als ich sie im Hotel genauer besichtigte und dabei mein Nagelmesserchen handhabte, fuhr mir die scharfe kleine Spitze in den Finger, und der einzige Blutstropfen, den ich dabei verlor, fiel gerade auf das Blättchen mit der Marke. Ich hätte ihn leicht beseitigen können, ohne daß dieser dunkle Fleck da entstand, aber ich tat es nicht. Aus einem plötzlichen Gedanken heraus, den du gewiß als höchst romantisch belächeln wirst, mein Alter. Denn in diesem Augenblicke wurde mir klar, daß ich für Maud willig mein ganzes Herzblut hingeben könnte. So ließ ich den Tropfen eintrocknen. Vielleicht wird Maud dieses Stück für ihre Sammlung noch lieber gewinnen, wenn sie die Geschichte des Fleckes erfährt. — Unser Gespräch darüber bringt mich übrigens auf einen hübschen Gedanken. Gleich morgen will ich die indische Briefmarke hier mit ein paar Zeilen, die meine baldige Ankunft melden, als den Quartiermacher meines Herzens voraussenden. Maud ahnt ja noch gar nicht, daß ich ihr schon so nahe bin."

„So nahe?" Reginald erbebte aufs neue.

„In sieben Tagen ist ihr Geburtstag — an diesem Tage will ich vor sie treten."

„Dann werde ich die Freude haben, dich länger als meinen lieben Gast hier zu sehen, als du schriebst."

„Nein, mein Alter. Nur die Hälfte der Zeit. Morgen nachmittag schon brech' ich auf."

„Dann ist dein Ziel entfernter, als du sagtest, Ralph."

„O nein!“ klang es von den Lippen des jungen Erben zurück. „Ich nähere mich ihm nur auf einem Umwege. Zwei Tagereisen von hier landeinwärts, in nordöstlicher Richtung, liegt ein alter, halbverfallener Hindutempel.“

„Ich kenne ihn, aber das alte Gemäuer kann doch für dich keinen Reiz haben?“

„Doch!“ versetzte Ralph mit einem sinnenden Lächeln um den frischen Mund. „Mit jenem alten Tempel hat es eine eigene Bewandtnis. Die Hindu einer besonderen Kaste suchen ihn heute noch auf, wenn sie eine besondere Unternehmung vorhaben, an deren Gelingen ihnen viel gelegen ist. Sie glauben fest daran, daß sein Betreten Glück bringe, und da er so nahe an meiner Route liegt —“

„O du Schwärmer!“ unterbrach ihn der Kapitän. „Weißt du auch, was ihn in Trümmer warf? Die Kanonen General Havelocks, der am 17. Juli 1857 Cawnpore wieder von den aufständischen Sepoys des Tigers Nena Sahib eroberte und jenen Tempel, in den sich eine Schar fanatischer Thugs geworfen hatte, bombardieren ließ. Einem Engländer hat er gewiß nie Glück gebracht, und ein Teil der Greuelszenen von Cawnpore, an die noch das Denkmal hier, an dem wir heute nachmittag vorübergingen, erinnert, soll sich innerhalb seiner düsteren Gewölbe abgespielt haben. — Von wem hast du übrigens die Mär, daß ein Betreten des Tempels Glück bringe?“

„Frage meinen Diener Tukkan dort. Er gehört jener Kaste an. — Ist's nicht so, Tukkan?“

„So ist es, Herr,“ kam es respektvoll von den Lippen des Inders.

Reginald warf diesem einen forschenden Blick zu. Keine Fiber zuckte unter diesem in dem bronzefarbenen

Antlitz. Tukkan trat auf einen Wink seines Herrn heran und nahm das Kästchen wieder in Empfang mit der Weisung, es zurückzutragen in das Gastzimmer, das für Ralph bereitet war.

Reginald benutzte die kurze Entfernung des Inders zu der schnellen Frage: „Ist dein Diener treu und verläßlich, Ralph?"

„Ich könnte mir keinen besseren wünschen. Seine Zeugnisse sind glänzend. Er hat sieben Jahre bei den Bengal Lancers gedient. Ich habe ihn in Kalkutta in Dienst genommen, und in all diesen Wochen hat er sich bewährt."

„Es ist auch keine Gefahr mit dem Ausflug verknüpft," meinte Reginald. „Das Land ist sicher. Szenen wie einst wiederholen sich nicht mehr. Unsere Kanonen, welche die Rädelsführer, die man vor ihre Mündungen band, in tausend Fetzen zerrissen, haben dafür gesorgt. Und doch möchte ich dir abraten, Ralph. Mir will es nicht gefallen, daß du, ein britischer Offizier, diesem Hinduaberglauben zuliebe auch nur einen Schritt machst."

„Laß mich nur!" bat der Jüngere leise. „Sieh, mir ist, als müßte ich an jene Stätte. Ich werde den morgigen Vormittag dazu benützen, um für mich und Tukkan zwei Reitpferde zu erstehen. Tukkan sagte mir, daß es an der Strecke Bungalows zum Übernachten genug gäbe."

Reginald nickte. „Das wohl. Aber dein Plan gefällt mir darum nicht besser, weil du so zäh daran festhältst. Gib ihn auf!"

„Ich bin entschlossen, dorthin zu gehen!" sagte der junge Lord und stand auf. „Aber wir haben fast die halbe Nacht hier verplaudert, und ich denke, wir gehen nun zur Ruhe." Er nahm das Briefstück mit der indischen Briefmarke, das noch auf dem Bambustischchen

lag, und legte es, nachdem er einen zärtlichen Blick darauf geworfen, in seine Brieftasche.

Dann suchten beide ihre Lagerstätten auf.

Kapitän Wayne lag lange schlaflos. In diesen Stunden fühlte er, daß das Leben ihm nichts mehr zu bieten habe, wenn es ihm nicht gelang, Maud Hethfords Liebe zu gewinnen. Erschauernd dachte er wieder an die Möglichkeit, daß die Geliebte seines besten Freundes Auserwählte sein könne. Todeskälte kroch ihm bei diesem Gedanken ins Herz. Nein, er wollte nicht mehr denken, das Geheimnis seines Freundes ehren und der nahen Zukunft die Entschleierung überlassen. Diese nächsten Tage aber würden seinen ganzen moralischen Mut, seine ganze Standhaftigkeit auf die Probe stellen, das fühlte er.

Eine dienstliche Verpflichtung rief ihn am nächsten Vormittage von seines Freundes Seite, der die Zeit zu einem Spaziergang durch die Stadt benützen wollte. „Jetzt wird er seinen Brief absenden," dachte der Kapitän und ertappte sich bei dem brennenden Verlangen, die Adresse lesen zu können. Denn das Bild war zu Ralphs tiefer Verstimmung nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Nach dem Dienst war der Kauf der Pferde schnell und leicht erledigt und ebenso der Kauf der Provisionen, welche mitgenommen werden mußten, denn in den Bungalows an den Landstraßen, die zumeist unbewohnte Unterkunftshäuser sind, muß der Reisende für seine Bedürfnisse selbst sorgen.

Bei allen diesen Reisevorbereitungen erwies sich Tukkan als sehr geschickt. Er erklärte auch, die Gegend genau zu kennen.

Nach dem um vier Uhr eingenommenen Essen wollte Ralph abreiten. In dem Augenblick, in dem er in den

Sattel stieg, erinnerte er sich daran, daß er seinen Vorsatz, die indische Marke an die Adresse seiner Herzenserkorenen abzusenden, nicht ausgeführt habe. In dem Nachsinnen, wie und wo ihm Mauds Bild abhanden gekommen sein könne, hatte er es vergessen. Noch war es Zeit, das Versäumte nachzuholen, er brauchte nur Reginald zu bitten, den Brief dem Postamt zu übergeben, an dem ihn sein Weg obendrein vorüberführte. Allein die eigenartige, von Hoffnungen und Zweifeln bestürmte Stimmung, in der sich der junge Lord befand, ließ ihn wieder in der Versäumnis einen Schicksalswink erkennen. So mochte die indische Briefmarke in seinem Portefeuille ruhen bleiben, bis er selbst sie den Händen Mauds ausliefern konnte. Aus derselben Stimmung heraus unterließ er auch, Reginald von seiner Vergeßlichkeit Mitteilung zu machen.

Als er ihm die Hand vom Pferd herabreichte, sagte er nur: „Leb wohl, Reginald! Heute über sieben Tagen sei mit all deinen Freundesgedanken bei mir. Denn dann entscheidet sich mein Geschick."

„Und gibst du mir Nachricht?"

„Nur, wenn ich mein Glück gefunden, mein Alter, denn sonst —" er vollendete nicht und trieb sein Pferd an. Dann, sich noch einmal im Sattel zurückwendend, rief er dem Freunde noch mit halb erkünsteltem Übermut zu: „Ich glaube an den glückverheißenden Hindutempel!"

In Tukkans starrem Antlitz bewegte sich der Mund unter dem glänzenden schwarzen Barte zu einem kalten und höhnischen Lächeln.

3.

Reginald war nach der Abreise seines Freundes eine Beute der widersprechendsten Empfindungen. Seine

Seele lechzte nach Klarheit, und er warf sich vor, unmännlich gehandelt zu haben, daß er nicht sogleich Ralph um den Namen jener Dame gebeten. Er hätte mit blutendem Herzen und schweigendem Munde Verzicht geleistet auf das höchste eigene Glück, um nicht einen Wermutstropfen in den Glücksbecher des Freundes fallen zu lassen. Hundertfach hatte er sich in den vierundzwanzig Stunden, die seit der Abreise Ralphs verflossen waren, alles vergegenwärtigt: nein, nein — es konnte nicht so sein, wie seine Befürchtungen es ihm vormalten. Maud Hethford war gewiß nicht identisch mit jener, der alle Herzensregungen seines Freundes galten!

Aber dennoch gaben ihm alle diese Erwägungen seine Ruhe nicht zurück. Vor seinen Sinnen erschien die Geliebte unendlich viel reizender seit der Sekunde, da die Möglichkeit ihm nahegetreten war, daß ein anderer ihre Liebe besitzen könne. Aber — schwand diese Möglichkeit damit, daß Ralphs Herzensdame eine andere war? Gab es unter seinen Kameraden in Lucknow nicht genug, die schön, geistvoll, tapfer und Maud Hethfords Liebe würdig waren? Noch wußte er selbst ja nicht einmal, ob er ihr auch nur sympathisch sei.

Mrs. Merediths Worte gestern auf dem Bahnhof fielen ihm wieder ein, und ein glühender Schauer jagte über seinen Körper. Am kommenden Mittwoch war der Rout beim Kommandierenden in Lucknow, heute war Freitag. Bei jenem Feste war Miß Hethford wieder eine der Umworbensten. Mußte sie sein Fehlen nicht als ein Zeichen vollkommener Gleichgültigkeit von seiner Seite auffassen? Er gehörte nicht zu der Art von Männern, die das erste Gefühl von Liebe gleich in glühende Worte zu prägen wissen; wenn sein Herz sprach, schlossen sich scheu seine Lippen. Und wieder

schalt er sich, er, der im Kampf mit den wilden Bergvölkern sich das Viktoriakreuz für Tapferkeit geholt, feig. Er mußte reden, und er wollte es; Maud Hethford sollte auf jenem Feste beim Kommandanten erfahren, wie es um ihn stand! — —

Da brachte ihm der nächste Tag schon eine Nachricht, die seinen Gedanken vorläufig eine andere Richtung gab. Sein Regimentskommandeur ließ ihn zu sich entbieten und teilte ihm mit, daß er, Reginald, zum Stabe nach Lucknow versetzt sei, eine Auszeichnung, die dem jungen Kapitän ebenso unerwartet kam, wie sie ihn in einen wahren Freudentaumel versetzte, denn diese Beförderung brachte ihn ständig in die Nähe des geliebten Mädchens und in eine innige Berührung mit ihrem Vater, dem Chef des Stabes in Lucknow. Dieser habe gewünscht, so fügte Reginalds Kommandeur hinzu, des jungen Offiziers Meldung in seinem neuen Kommando möglichst bald entgegenzunehmen. Er entbinde ihn daher noch heute von der Führung seiner Eskadron, damit er Zeit gewinne, seine Angelegenheiten in Cawnpore zu ordnen, um in den ersten Tagen der kommenden Woche in seine neue Garnison übersiedeln zu können.

Die neue glänzende Gestaltung seiner militärischen Zukunft ließ ihn Ralph und alle die durch diesen heraufbeschworenen Befürchtungen vergessen. Er sah sich dem Ziele seiner heißesten Wünsche nahegerückt. Wenn Oberst Hethfords Wahl gerade auf ihn gefallen war, so mußte er sich dessen Anerkennung und Sympathien bereits erworben haben. Hochauf loderte in ihm die Flamme des Glücks, und geschäftig betrieb er alle Vorbereitungen zu dem Garnisonwechsel. Aber das Abschiedsessen, das ihm seine Kameraden am Sonntag gaben, mußte er doch noch annehmen, so traf er erst am Montag abend in Lucknow ein und nahm zunächst

im dortigen „Armyclub" Quartier, um sich später in Ruhe nach einer passenden Behausung umzusehen.

Das große, sehr behaglich eingerichtete Klubgebäude, dessen breite und geräumige Veranda vom hellen Schein der elektrischen Lampen bestrahlt war, lag ganz in der Nähe der Imambara, eines alten Mausoleums, dessen von großen Höfen eingeschlossene Gebäude jetzt Arsenalzwecken dienten. An ihm vorüber führte eine der neuen breiten Straßen, die direkt auf das die Stadt beherrschende Fort zu liefen. Hier wohnten nur Europäer, zumeist Angehörige der Garnison und ihre Familien. Ein breiter Reitweg lief in der Mitte der Straße, und auf ihr sah Reginald Wayne, der auf einem der bequemen Korbsessel auf der Veranda Platz genommen hatte, jetzt eine fröhliche Kavalkade daherkommen.

Es waren britische Offiziere mit einer Anzahl von Damen, sämtlich beritten und gefolgt von einer ganzen Schar eingeborener Diener. Die an den Sätteln der letzteren befestigten Körbe, das heitere, vielstimmige Geplauder der Herannahenden, die langen Nackenschleier, die von den Hüten der Damen herabfielen, ließen Reginald leicht erkennen, daß die Gesellschaft einen Ausflug ins Innere gemacht habe, der, wie die fröhliche Stimmung bewies, von keinem Mißton getrübt worden war.

Vor der ihr schimmerndes Licht weit aussendenden Veranda des Offizierklubs, in dem immer eine Anzahl von Zimmern für Angehörige desselben als zeitweilige Wohnstätten bereit gehalten wurden, machte die Kavalkade halt, die Herren schwangen sich aus den Sätteln und halfen den Damen beim Absteigen, dann quoll der bunte Schwarm schwatzend und lachend die breite Treppe der Veranda herauf, während die Eingeborenen die Pferde hielten. Es war klar, man wollte hier den

Damen noch eine Erfrischung bieten, ehe man sie zu ihren Wohnungen geleitete.

Unwillkürlich war Kapitän Wayne von seinem bequemen Sitze emporgefahren, als er unter den Damen, die jetzt die Veranda erstiegen hatten, Maud Hethford an der Seite der Majorin Meredith erblickte. Sein Aufspringen lenkte ihm die Blicke der letzteren zu, die sofort ihre junge Begleiterin auf den Kapitän aufmerksam machte. Eine leise Verwirrung malte sich in den lieblichen Zügen des jungen Mädchens, als sie den Offizier erblickte, dessen Versetzung auch ihr bereits bekannt geworden war, und diese Verwirrung erhöhte sich noch, als Reginald jetzt, unbekümmert um die scharfen Ohren der Majorin, zu ihr herantrat.

„Welch eine Überraschung!“ sagte er. „Die erste Dame, welche das jüngste Mitglied der Garnison von Lucknow seit seiner Ankunft erblickt, sind Sie, Miß Hethford!“ Und leiser, nur ihrem Ohr verständlich, fügte er hinzu: „Ich nehme es als eine glückliche Vorbedeutung!“

„Man darf Ihnen also gratulieren, Kapitän?“ erwiderte Maud, die schnell ihre Verlegenheit niedergekämpft hatte, und reichte ihm die noch im Reithandschuh steckende kleine Hand, die Reginald hastig an seine Lippen zog.

„Und uns auch!“ mischte sich Mrs. Meredith mit einem maliziösen Lächeln ein. „Lucknow ist um den interessantesten Offizier der anglo-indischen Armee reicher. Wie viel zerbrochene Herzen haben Sie in Cawnpore zurückgelassen, Kapitän?“

Reginald fühlte, wie sich Mauds Hand der seinen zuckend entzog, und eine feine Falte des Unmuts über die unzarte Äußerung der Majorin grub sich in seine Stirn. „Ich versichere Sie, Mrs. Meredith,“ versetzte

er kalt, „daß keiner meiner Abschiedsgedanken in Cawnpore den dortigen Damen galt.“

„Sie eilten vielmehr den hiesigen zu! Das wollten Sie doch sagen, Kapitän! Ei, wie galant. Sie müssen sich bedanken, Maud, denn an Sie ist diese Galanterie doch in erster Linie gerichtet. Und daran tun Sie ganz recht, Kapitän. Denn meine liebe Maud hier ist ein Glückskind, sie findet papierene Schätze selbst in einem elenden indischen Bungalow.“

Reginald hörte kaum mehr auf ihre Worte, seine Blicke und Gedanken folgten Maud, die sich der Gesellschaft wieder zugewendet hatte, der jetzt durch indische Aufwärter Erfrischungen dargeboten wurden. Aber so schnell wurde er die Majorin nicht los.

„Einen Augenblick, Kapitän!“ sagte sie und winkte ihn zur Seite. „Trotz aller Kühle, die Sie mir entgegentragen, habe ich ein besonderes Interesse für Sie. Und seit dem Tod von Mauds Mama bemuttere ich die Kleine — verstehen Sie? Als Sie mich vor einigen Tagen auf dem Bahnhof in Cawnpore wie eine sehr lästige alte Schachtel — bitte, verteidigen Sie sich nicht, Sie haben mich wirklich so behandelt — da war ich sehr ernstlich gesonnen, Ihre Feindin zu werden. Und es ist nicht gut, in Lucknow Mrs. Meredith zur Feindin zu haben. Suchen Sie lieber meine uneigennützige Freundschaft zu erwerben, Kapitän. Es könnten Augenblicke kommen, in denen Sie diese brauchen möchten.“

Und mit klingendem Lachen, als habe sie sich mit einem fröhlichen Scherz von dem Offizier verabschiedet, eilte die bewegliche Frau zu der Gruppe der Damen, die sich, von ihren Partnern begleitet, wieder zu den Pferden begaben, zurück.

Umsonst versuchte Reginald, noch einen Blick von

Maud Hethford zu erhaschen. Mit gesenktem Kopf, ohne noch einmal zur Veranda emporzublicken, ritt sie mit den anderen davon.

Aber das beeinträchtigte Reginalds rosige, von neuer Zuversicht erfüllte Stimmung nicht, in die ihn das Zusammentreffen mit dem geliebten Mädchen versetzt hatte. Er versank in glückliche Träumereien, aus denen er erst durch ein paar neu ankommende höhere Offiziere, die ihn kannten, emporgeschreckt wurde.

Das, was er von diesen hörte, rief sein ganzes militärisches Interesse wach. An der afghanischen Grenze war es zu neuen blutigen Zusammenstößen zwischen den dortigen Gebirgsstämmen und indischen Truppen gekommen, von denen die Nachricht in Lucknow erst vor wenigen Stunden eingelaufen war. Die Garnisonen im Auhd wurden kaum davon berührt, die nötigen Truppenverstärkungen konnte Lahore an der Grenze abgeben, aber Kapitän Wayne hörte doch dem Gespräch mit vollstem Interesse zu, kannte er doch die Gegend von Dschereradh dort oben aus eigener kriegerischer Erfahrung. Die Jahre, die er dort, umringt von allen Gefahren eines Guerillakrieges, in den Engpässen und Bergschluchten zugebracht, entsprachen seiner soldatischen Natur besser als das gleichförmige Garnisonleben. Hätte sein Herz hier nicht seine Fesseln gefunden, er hätte sich sofort wieder freiwillig für die Expedition gemeldet und um Entsendung an die Grenze gebeten. —

Am anderen Morgen schritt Reginald in voller Uniform der Kommandantur zu, um sich bei dem Obersten Hethford, seinem nunmehrigen direkten Vorgesetzten, dienstlich zu melden.

Dieser empfing ihn außerordentlich liebenswürdig. „Ich habe Sie lange im Auge, Kapitän, und ich hoffe

viel von Ihnen. Nicht nur in dienstlichen Dingen allein, auch für unsere Geselligkeit in Lucknow. Ich hoffe, Sie werden auch meinem Hause ein lieber Gast werden, und ich bitte Sie, gleich heute unser Mahl zu teilen. Auch meine Tochter wird sich freuen, Sie begrüßen zu können."

„Ich hatte diese Ehre bereits am gestrigen Abend, Herr Oberst," sagte Reginald, vor Vergnügen errötend. „Und gern nehme ich die Einladung an."

„Nun sieh einer die Duckmäuserei an!" rief der Oberst. „Mit keiner Silbe hat Maud mir von dieser Begegnung erzählt, dagegen ein langes und breites von einem merkwürdigen Funde, den sie gestern auf ihrem Ausfluge den Gumtifluß hinauf gemacht hat. Aber davon mag sie Ihnen heute selbst berichten, denn ich habe nur mit halbem Ohre zugehört. Also um vier Uhr, lieber Kapitän, und bringen Sie gute Laune mit. Die ist mir beim Essen immer die Hauptsache."

Der Oberst sah Reginald wohlgefällig nach, als dieser sich verabschiedete. „Wenn diese Mrs. Meredith mit ihren Anspielungen recht hätte, und mein Kind sich für Kapitän Wayne interessierte — mir sollt's recht sein! Ein tüchtiger Offizier, ein gediegener Charakter und ein leidliches Vermögen, das dem meiner Maud entspricht. Aber wer weiß, was Mrs. Meredith da wieder entdeckt haben will!" Damit brannte sich Oberst Ruther Hethford eine neue Zigarre an und vertiefte sich wieder in die Dienstschriften, die ihrer Erledigung harrten. —

Dem Gast ihres Vaters gegenüber war Maud von einer Befangenheit bei Tisch, die sich der Oberst kaum zu erklären vermochte. Aber die gute Laune, in der er sich befand, übertrug sich auch nicht auf Reginald, der vergebens seine Befangenheit, in welche ihn die

Nähe der Geliebten versetzte, abzuschütteln versuchte. Und doch war er selig. Immer froher wuchs in ihm die Hoffnung, daß er dem schönen Mädchen nicht gleichgültig war, und er nahm sich vor, die erste sich bietende Gelegenheit zu benützen, um ihr von seiner Neigung zu sprechen.

Als die beiden Herren noch allein bei der Zigarre zusammensaßen, meldete man dem Obersten, daß eine Ordonnanz mit wichtigen Schriftstücken seiner harre. Reginald wollte sich verabschieden, aber davon wollte der Oberst nichts wissen. Er nahm ihn unter den Arm und führte ihn zu Maud hinüber in deren freundliches Gemach. „Hier, mein Kind, unterhalte du unseren Gast, bis ich die Ordonnanz abgefertigt habe!“

Errötend standen sich die beiden schönen Menschen gegenüber. Heiß wallte es in Reginald auf, und heiße Worte wollten sich auf seine Lippen drängen, als er dem jungen Mädchen, das seine sonstige Sicherheit ganz verloren hatte und mühsam ein Gespräch anknüpfte, gegenübersaß.

Da öffnete nach leisem Pochen die Zofe Mauds die Tür.

„Was gibt's, Jane?“ fragte diese aufspringend. Das Mädchen machte ihr eine leise Meldung, und Maud nickte: „Ich komme gleich. Nein, Mr. Wayne — das ist kein Aufbruchsignal für Sie! Pa würde mir mit Recht zürnen, wenn ich Sie fortließe. Jane erbittet sich nur in einer Toilettenfrage für das morgige Fest beim Kommandeur meine Entscheidung. Ich bin in wenigen Minuten zurück. Interessiert es Sie, inzwischen meine Sammlung zu betrachten? Sie kann sich sehen lassen.“ Damit eilte sie zu ihrem Schreibtischchen und nahm von dessen Platte ein großes Album, das sie öffnete und vor Reginald auf ein Tischchen

legte. „Namentlich in Marken unserer britischen Kolonien. Ich bin aber auch eine besonders glückliche Sammlerin — sehen Sie nur, welch herrliches Stück mir ein besonders freundliches Schicksal da wieder gespendet hat," und sie wies, eine weitere Seite umschlagend, auf ein Briefblatt von der Größe einer halben Hand, das eine rotblaue indische 4 Annas-Marke trug. Dann eilte sie leichtfüßig aus dem Zimmer.

War das noch Kapitän Wayne, in dessen Augen eben noch der Widerschein des seligsten Glückes lag — dieser Mann mit dem leichenblassen Gesicht, der mit entsetztem Blick auf ein Papierstückchen starrte, sich jetzt darauf niederbeugte, um dann mit einem schmerzlichen Stöhnen, die Hände vor das Gesicht schlagend, in den Sessel zurückzusinken?

Ein einziger Blick hatte ihn überzeugt, daß dieses Briefstück mit der indischen Marke dasselbe war, das ihm Ralph vor wenigen Tagen in Cawnpore gezeigt hatte. Da war der dunkle Fleck neben der Marke, dessen Geschichte er kannte. Da war das kopfstehende Mittelstück, ein zweites gleiches Stück barg die Welt nicht wieder.

So war also das, was er für unmöglich gehalten, Wahrheit und alles andere Täuschung. Miß Hethford war Ralphs „Maud", diejenige, an welcher sein Freund mit leidenschaftlicher Liebe hing. Reginald fühlte, wie seine erträumte Welt in Stücke zerschellte. Und selbst wenn Maud Ralph nicht lieben konnte, dem Freunde die Braut stehlen? Nimmermehr!

Der Kapitän fuhr empor. Er mußte fort — fort, so weit es möglich war! Am liebsten hinein in Tod und Verderben! Der Gedanke an die neu ausgebrochenen Kämpfe an der Grenze fuhr wie ein Blitzstrahl in die Seele des unglücklichen Mannes. Er griff ihn auf wie eine Erlösung aus unerträglicher Qual. Seinem

Verlangen, als Freiwilliger dorthin zu gehen, mußte man Gewähr geben. Und das wollte er noch in dieser Stunde aussprechen. Denn Maud — sie konnte, durfte er nicht wiedersehen!

Als das junge Mädchen bleich vor innerer Erregung, aber mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen ihr Zimmer wieder betrat, erstarb dasselbe jäh. Denn das Gemach war leer. Wortlos blickte sie umher, und ein leiser scheuer Seufzer trat auf ihre Lippen. Reginald Wayne war verschwunden. Als sie aber zum Fenster trat, griff sie mit beiden Händen an ihr Herz. Denn derjenige, den sie liebte und von dem sie in dieser Stunde das süße Geständnis seiner Liebe zu empfangen hoffte, schritt soeben die Stufen der Veranda hinab und verschwand, ohne sich umzusehen.

Auf der Stirn des Obersten, der in diesem Augenblick in der Tür erschien, stand eine dicke Wolke.

„In diesem Kapitän Wayne muß der helle Teufel stecken!" grollte er. „Da beruft man ihn in eine Stellung, nach der sich alle jüngeren Offiziere Seiner großbritannischen Majestät reißen, und zum Dank will der Tollkopf sich wieder den Speeren irgend einer braunen menschlichen Bestie aussetzen!"

Bleich, mit zuckendem Herzen, hatte Maud zugehört. Jetzt trat sie an ihren Vater heran.

„Pa," sagte sie mit stockendem Atem, „wohin geht Mr. Wayne?"

„Direkt zum General, um seine Entlassung zu erbitten, dann als Freiwilliger zu den braunen Schuften da oben an der Grenze und damit wahrscheinlich zum Teufel!" schrie Oberst Hethford zornig.

Aber jedes weitere Wort erstarb auf seiner Zunge, denn Maud warf sich an seine Brust und brach in ein bitterliches Schluchzen aus.

„Steht es so?“ sagte der Oberst erstaunt. „Und ich glaubte, du habest ihm einen Korb — — Ja, zum Satan — ist denn dieser Kapitän Wayne verrückt geworden?“

4.

Als am anderen Tage die Sonne sank, entwickelte sich in den herrlichen Gärten der auf einem Hügel malerisch gelegenen Residenz von Lucknow ein festliches Leben. Hohe indische Würdenträger, deren Turbane und Waffen mit funkelnden Diamanten wie übersät erschienen, zahllose Offiziere in ihren bunten Uniformen und ein prangender Damenflor in kostbaren Toiletten lustwandelte in den Gärten. In schneeweiße faltige Gewänder gekleidete eingeborene Diener trugen Erfrischungen umher, fliegende Büfette waren überall errichtet, die Musikbanden der verschiedenen Regimenter spielten, verdeckt von den Bosketten, ein von farbigen Lichtern umsäumter Tanzplatz war auf einer Rasenfläche erbaut, und zahllose an Drähten befestigte chinesische Lampions tauchten den herrlichen Garten in ein magisches, vielfarbiges Licht.

Auch Maud war am Arme ihres Vaters erschienen, ernst und blaß. Nur widerwillig war sie gekommen, aber sie sah ein, daß ihr Ausbleiben und der so plötzliche Entschluß Kapitän Waynes, Lucknow wieder zu verlassen, Ereignisse seien, die man leicht miteinander in Verbindung bringen könnte. Und dagegen empörte sich ihr Stolz.

Mrs. Meredith, die am Arme ihres beleibten Gatten promenierte, gab diesen frei, als sie Maud erblickte, und eilte auf sie zu.

„Was sagen Sie zu Mr. Wayne, Maud?“ sprach sie lebhaft, sie mit sich ziehend. „Können Sie sich seinen seltsamen Entschluß, von dem alle hier voll sind, er-

klären? Übrigens hat der General ihm die erbetene Entlassung nicht erteilt, sondern sich seine Entschließung noch vorbehalten. Wissen Sie auch, Maud, daß er hier auf dem Feste anwesend ist? Er begegnete mir vorhin — mit einem Gesicht, als habe er sich selbst schon im Sarge gesehen."

Maud erbebte.

„Kind," fuhr Mrs. Meredith fort, indem sie den Arm des jungen Mädchens nahm, „Sie selbst sehen nicht besser aus. Sie wissen, Maud, daß ich Sie liebe — vertrauen Sie mir doch! Hat es gestern etwas zwischen Ihnen und dem Kapitän gegeben?"

„Ach," sagte Maud, nicht fähig, sich länger zu beherrschen — „was bin ich ihm!"

„So also stehen die Dinge!" rief die Majorin, indem sie Maud auf einen stilleren Nebenweg geleitete. „Sie lieben ihn! Und er sollte — nein, ich kann mich nicht irren! Hören Sie, Maud — da ist irgend ein unseliges Mißverständnis zwischen Ihnen beiden, und ich bin gerade die rechte Frau, es aufzuhellen."

„Mrs. Meredith," wehrte Miß Hethford ab, indem sie ihren Arm aus dem ihrer Begleiterin zog, „ich verbiete Ihnen —"

Aber die Majorin ließ sich nicht abschrecken. „Ruhig, Kind," sagte sie. „Nicht mit einem Atemzuge werde ich Sie kompromittieren. Erzählen Sie mir lieber, wie Kapitän Wayne sich gestern bei Ihnen benahm. Bei Ihnen auf die Idee zu kommen, sich da oben von Halbwilden totschlagen zu lassen, das ist ohne tieferen Grund nicht möglich."

Mit einiger Mühe gelang es Mrs. Meredith endlich, die seltsame Art, in der sich der Kapitän gestern im Hause des Obersten verabschiedet hatte, zu erfahren. Dann führte sie Maud zu ihrem Vater zurück und

suchte die entlegensten Gruppen der glänzenden Gesellschaft auf, in der sicheren Erwartung, nur bei einer von diesen Reginald Wayne treffen zu können.

Die kluge Frau irrte sich nicht. Reginald hielt sich ganz im Hintergrunde, wo er sicher war, Maud nicht zu begegnen. Tief und stark wühlte der Schmerz in ihm; er hatte seit gestern Furchen in seine Stirn gegraben und Schatten um seine Augen gelegt. Er sah um Jahre gealtert aus.

Er fuhr zusammen, als er Mrs. Meredith an seiner Seite auftauchen sah.

„Führen Sie mich ein wenig, Kapitän," sprach sie ihn an. „Ich möchte mit Ihnen reden. Kommen Sie hierher — so — und nun hören Sie mich an. Ich meine, da oben in Lahore haben sie Offiziere genug, um die paar lumpigen hundert Aufrührer zu Paaren zu treiben, die alle zusammen nicht wert sind, daß sich hier ein junges Mädchen die Augen rot weint."

„Ich bitte Sie, Mrs. Meredith," bat Reginald gequält, „berühren Sie nicht wieder eine Angelegenheit, die —"

„Doch!" sagte die Majorin trocken. „Ich denke sie sogar sehr zu berühren. Rund heraus: Sie lieben Maud Hethford. — Halt — laufen Sie nicht davon! Denn der bessere Teil meiner Rede kommt erst. Und das ist dies: Auch Miß Maud liebt Sie, oder ich will die Augen eines blinden Hundes haben!"

Ein tiefer Seufzer Reginalds antwortete ihr. „Vor sechs Tagen noch hätten diese Worte mich zum Glücklichsten der Erde gemacht," sagte er leise. „Heute vergrößern sie nur meinen Schmerz. Denn ich weiß, ein anderer, der ältere Rechte an Miß Hethford hat, liebt sie so sehr, daß er sterben würde, erhörte sie ihn nicht."

„Ein anderer? Ältere Rechte?“ wiederholte Mrs. Meredith verblüfft. „Und wer ist dieser andere?“

„Ralph Delham, jetzt Lord Colmere, Miß Hethfords Vetter.“

„Unsinn!“ rief die Majorin, stehen bleibend. „Von diesem Vetter habe ich nie etwas gehört, und ich kenne Mauds ganze Verwandtschaft ziemlich genau.“

„Und doch wollte mein Freund sich schon vor drei Jahren mit Miß Hethford in England verloben. Da brach der Krieg aus, der ihn nach Afrika rief, und er schwieg, um sie nicht an sich zu fesseln, solange er dem Tode ins Auge sah.“

„Das glaube ich,“ versetzte Mrs. Meredith grimmig, „denn er wäre auch gar nicht in der Lage gewesen, Miß Hethford an sich zu fesseln. Schon aus dem einfachen Grunde, weil er Maud gar nicht sah. Denn diese hat seit sechs Jahren Lucknow alljährlich nur auf kurze Zeit während der heißen Monate verlassen, um hinauf ins Gebirge zu gehen.“

Reginald fuhr zurück, als habe er auf eine Giftschlange getreten. „Aber wie ist das möglich!“ stammelte er. „Ich habe doch gestern bei Miß Hethford die indische Briefmarke gesehen — genau dieselbe, die Ralph Delham vor sechs Tagen in Cawnpore mir zeigte und die er am nächsten Tage an seine Base Maud senden wollte, zu der er in heißer Liebe entbrannt ist.“

„Eine indische Briefmarke?“ rief Mrs. Meredith, nun ihrerseits überrascht. „Sie meinen doch nicht das Stück Briefumschlag mit einer alten rotblauen indischen Marke und einem garstigen Fleck, das Maud gestern so große Freude verursachte, als sie es fand?“

„Fand?!“

„Ja, in meiner Gegenwart. Bei unserem Ausfluge — ganz zufällig. Und glauben Sie meinen

Worten nicht — hier ist Miß Hethford selbst. — Maud, Liebste, hören Sie doch, hier gibt es eine dunkle Geschichte aufzuklären von einer indischen Briefmarke."

„Vergeben Sie, Miß Hethford, daß ich Sie damit belästige," stieß Reginald in ungeheurer Erregung hervor. „Kennen Sie Ralph Delham, jetzigen Lord Colmere, einen früheren britischen Offizier, meinen besten Freund?"

„Ich habe den Namen nie gehört."

Ein Schauer des Glücks überströmte Reginald, aber in demselben Augenblicke erzitterte er. „Großer Gott!" rief er. „Welch fürchterlicher Verdacht steigt in mir auf! Ich beschwöre Sie, Miß Hethford — sagen Sie mir, wie sind Sie zu dem Briefstück mit der indischen Marke gekommen, die ich gestern bei Ihnen sah?"

„Ich fand sie eine halbe Tagereise von hier in einem verlassenen Bungalow, bei dem wir Rast machten und den zu betreten uns unsere Neugier verleitete. Das Blättchen lag in einem der inneren Räume am Fußboden, und ich bückte mich danach, nicht ahnend, daß ich damit einen kleinen Schatz fand."

„Dann ist meinem Freunde ein Unglück passiert, oder er ist ermordet worden!" rief Reginald erschüttert. „Freiwillig hätte er sich von der Marke nicht getrennt. Denn bemerken Sie wohl, Miß Hethford, noch am vorigen Donnerstag hielt ich genau dieselbe Marke in meinen Händen, und mein Freund war es, der sie für seine künftige Braut, die auch den Namen „Maud" führt, erworben hatte. Er muß seine Absicht, sie gleich abzusenden, nicht ausgeführt, sondern sie bei sich behalten haben. Dann aber ist ihm ein Unglück zugestoßen."

Die lauten Worte Reginalds hatten einen Teil der Gesellschaft herbeigezogen. Der General war darunter. Er trat zu dem Kapitän heran.

„Welche Route hat Ihr Freund von Cawnpore eingeschlagen?“ fragte er teilnehmend.

„Er wollte einen alten Hindutempel nordöstlich von Cawnpore aufsuchen und von dort zu Pferd, von seinem Diener begleitet, hierher nach Lucknow, wo er bestimmt morgen eintreffen wollte. Ich warnte ihn, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß ihm eine Gefahr drohen könne.“

„Trug Ihr Freund viel Geld bei sich?“

Reginald schlug sich vor die Stirn. „Sein Portefeuille schien reich mit Banknoten versehen. Darin trug er auch jenes Briefstück mit der indischen Marke. Daß dieses allein gefunden worden ist, erregt einen fürchterlichen Verdacht in mir. — Herr General, ich bitte Sie, mich zu beurlauben, um morgen bei Tagesanbruch jenen Bungalow aufzusuchen. Dort muß sich der Schlüssel zu dem Rätsel finden.“

„Gern, lieber Kapitän. Ich werde Ihnen zudem eine Begleitmannschaft stellen, und einer der Herren, die den Ausflug mitmachten, ist wohl so freundlich, sich Mr. Wayne als Führer zur Verfügung zu stellen.“

Mehrere Herren erklärten sich sofort bereit, und der Kreis lichtete sich.

„O Miß Hethford,“ flüsterte Reginald, „mußte ich nicht nach dem allen in Ihnen die Braut meines Freundes erblicken, als mein Auge jene Briefmarke traf, die ich sofort wiedererkannte? Und blieb mir etwas anderes übrig, als stumm zu gehen?“

Mit überquellenden Augen bot Maud ihm die Hand, die er an seine Lippen riß, trunken vor Glück.

„Kapitän Wayne!“ rief da Mrs. Meredith hinzutretend und deutete auf einen älteren Herrn in Zivil. „Hier Mr. Challenger kennt Mr. Delham, von dem Sie sprachen.“

„Was wissen Sie von meinem Neffen?“ fragte erregt der Herr. „Man spricht hier davon, daß einem Delham ein Unglück zugestoßen sein könne. Bitte, sagen Sie mir alles.“

Erbleichend hörte der Herr zu. „Meine arme Maud!“ flüsterte er ergriffen. „So heißt meine Tochter, Herr Kapitän, und sie erwartet ihren Vetter voll Sehnsucht. Ich schließe mich Ihnen morgen an — Gott gebe, daß Sie zu schwarz sehen und daß wir ihn wohlbehalten antreffen!“ —

Den glanzvollen Verlauf des Festes vermochte der Zwischenfall nicht zu stören. Nur fand man es natürlich, daß die näher Beteiligten es früher verließen.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr Oberst,“ sagte Reginald zu Oberst Hethford, ehe er in den Armyclub zurückkehrte, um seine Vorbereitungen zu morgen früh zu treffen. „Wollen Sie mir nach meiner Rückkehr Gelegenheit dazu geben?“

Der Oberst ließ seine Blicke von dem erglühenden Antlitz seiner Tochter zu Reginald zurückschweifen. „Sie sollen mir willkommen sein, Kapitän Wayne,“ sagte er ernst und doch gütig.

Einen Blick noch tauschte Reginald mit Maud, aber der sprach mehr als Dutzende von Worten. Die Herzen der Liebenden flossen in ihm zusammen.

Als Reginald am anderen Frühmorgen, zum Aufbruch gerüstet, die Veranda des Klubhauses betrat, meldete sich bei ihm ein eingeborener Unteroffizier mit vier berittenen Lanzenträgern. Mr. Challenger war ebenfalls zur Stelle, und bald erschienen auch die Herren, welche die Führung des Trupps zu übernehmen versprochen hatten. Einer von ihnen brachte seinen Foxterrier mit.

„Bob kann vielleicht gute Dienste leisten,“ meinte er.

Schweigend ritt der Trupp durch die engen Gassen der Eingeborenenstadt und setzte sich, endlich im Freien angekommen, am Ufer des Gumtiflusses stromaufwärts reitend, in Galopp.

5.

Zwei Stunden war der Trupp, Reginald an seiner Spitze, unterwegs, als die Bodenbeschaffenheit dem schnellen Ritt Einhalt gebot. Ein Dschangel mußte passiert werden, durch das nur ein schmaler Weg lief, der die Teilnehmer zwang, einzeln zu reiten. Hier übernahm einer der Herren des gestrigen Ausfluges die Führung; schweigend folgten die anderen.

Das Gelände stieg nach dem Passieren des Dschangels etwas an, dem Bambus folgten erst einzelne Palmengruppen, dann in dichteren Beständen Sadbäume und Gummirindenbäume, bis ein schweigender düsterer Wald sie aufnahm. Der Weg war hier schlecht, und die Reiter mußten sorgsam acht auf ihn geben, bis man an eine Lichtung kam, an deren linker Seite ein langgestreckter Bambusbau mit niedriger Veranda sichtbar wurde, hinter dem ein kleinerer, halb zerfallener lag. Einer der Offiziere wies darauf hin. „Das ist der Bungalow, an dem wir gestern Rast machten, um unser Luncheon einzunehmen.“

Reginald war auf diesem ganzen Wege schweigsam gewesen. Selbst seine glücklichen Empfindungen traten jetzt vor der Sorge um den Freund zurück. Er fürchtete das Schlimmste. In einem bequemen Ritt konnte man von hier aus Lucknow in fünf Stunden erreichen. Hatte Ralph das ominöse Briefstück nur verloren und war er weitergeritten seinem Ziele zu, so hätte er der Kavalkade gestern begegnen und Nachmittags schon in der Stadt eintreffen müssen. Nur die Möglichkeit,

daß er sich trotz der Versicherung seines Dieners, die Gegend genau zu kennen, verirrt habe, blieb offen, und auch diese war nur eine sehr geringe, denn die Herren in seiner Begleitung versicherten, in dieser Richtung führe nur der von ihnen benutzte, einzig für Pferde passierbare Weg durch das Dschangel.

Die Offiziere und Mr. Challenger schwangen sich aus den Sätteln, der Unteroffizier winkte zwei der Sepoys, dasselbe zu tun, und den übrigen, die Pferde zu halten.

Reginald war der erste, der, von immer heftigerer Unruhe getrieben, die Räume des Bungalows durcheilte.

Einer der Offiziere deutete auf die Schwelle eines Gemaches, in dem sich eine Art Pritsche aus Bambus befand. „Hier fand Miß Hethford die Briefmarke."

Mit peinlicher Sorgfalt wurden die einzelnen Gelasse abgesucht. Nichts fand sich, das auf Ralphs Anwesenheit hier hindeutete. Auf dem steinernen Herd freilich lag noch frische Asche, aber der Offizier erklärte, daß auch ihre Diener gestern darauf ein Feuer entzündet hatten, um Tee und Eier für die Damen zu kochen.

Immer wieder durchsuchte Reginald die finstersten Ecken des Bambusgebäudes — alles vergeblich, auch nicht die leiseste Spur war zu entdecken.

Als die Herren die Veranda wieder betraten, kam ihnen der Sepoyunteroffizier entgegen und trat salutierend zu dem Kapitän. „Wir haben die Spuren zweier Pferde gefunden, Sahib, die von Osten kamen. Und die Spuren laufen in derselben Richtung zurück. Im Stall aber sind sie gefüttert und getränkt worden."

„Haben Sie gestern Ihre Pferde eingestellt?" wandte sich Reginald an einen der Offiziere.

„O nein, Kapitän, dazu waren ihrer zu viele, und das miserable Ding von einem Stall sah obendrein so aus, als ob es jeden Augenblick einstürzen würde. Dem wollten wir unsere Pferde nicht aussetzen. Zudem war der Tag schön, und der Rand der Lichtung schattig genug."

„Gehen wir dorthin!" entschied Reginald, der neue Hoffnung schöpfte. „Wenn der Unteroffizier recht hat, so ist es möglich, daß mein Freund aus irgend einem Grunde eine Strecke Weges zurückgeritten ist."

Eine Bewegung des Sepoyunteroffiziers veranlaßte ihn, sich diesem zuzuwenden.

„Was gibt's?" fragte er.

Der Mann deutete auf die im weichen Erdgrunde deutlich sichtbaren Pferdespuren. „Nur eines der Pferde, die zurückgelenkt wurden, trug einen Reiter, Sahib."

„Woraus erkennst du das?" rief Reginald.

„Die Spuren des einen Pferdes sind viel tiefer. Es hatte eine Last zu tragen."

„Es war ein Lasttier," entgegnete Reginald, „und trug außer einem Korb mit Provisionen die beiden Koffer meines Freundes aufgeschnallt, außerdem aber noch die Last seines indischen Dieners. Daraus erklärt sich die tiefere Hufspur."

„Das zweite Pferd trug keinen Reiter, Sahib!" erwiderte trotz aller Unterwürfigkeit mit ruhiger Bestimmtheit der Sepoyunteroffizier. „Wollen Sahib die Gnade haben, hierher zu sehen. Die Spuren der beiden Pferde laufen nicht hintereinander, sondern nebeneinander und die des einen ganz unregelmäßig — es ist von der Seite gegangen und hat gebockt."

„Er hat recht," murmelte einer der Offiziere.

„Und was folgerst du daraus?" rief Reginald.

„Daß es reiterlos war und von dem Reiter des anderen am Zügel mitgeführt wurde."

Die Herren sahen stumm einander an. Der scharfe Blick des eingeborenen Soldaten hatte unzweifelhaft das Richtige getroffen.

„Dann ist das Packpferd beritten und das Pferd meines Freundes reiterlos gewesen?“ rief Reginald erblassend.

„So ist es, Sahib.“

Wieder begegneten sich die Blicke der Herren. Derselbe Gedanke sprach aus ihnen, den ihre Lippen nicht in Worte zu fassen wagten.

Ein dumpfes Gebell des Foxterriers unterbrach die unheimliche Stille.

„Bob!“ rief sein Herr. „Was hat der Hund?“

Ein lauteres Gekläff des Tieres antwortete.

„Es klingt aus dem Stall herüber. Er wird eine Schlange aufgestöbert haben.“

Reginald war bleich geworden. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Ralph ein Unheil begegnet war. Jetzt begann der Hund im Stalle in langgezogenen Tönen zu heulen.

„Der Hund muß etwas entdeckt haben. Lassen Sie uns sehen!“

In einem Winkel des Stalls stand der Hund, die Nase gegen die Erde gedrückt und diese mit den Vorderpfoten aufkratzend. Dabei stieß er aufs neue ein dumpfes Geheul aus.

Die Herren fühlten ihre Herzen schneller pochen. Barg die Erde dort den Schlüssel zu dem geheimnisvollen Verschwinden des jungen Lord Colmere?

„Wäre es nur heller hier!“ stieß Reginald hervor. Aber er hatte kaum ausgesprochen, als der schwere Pallasch des Unteroffiziers schon in wuchtigen Hieben gegen die bald nachgebende dünne Bambuswand erklang. Ein Sonnenstrahl brach herein und beleuchtete

die Stätte, auf welcher der Hund lag. Der Unteroffizier schob ihn zur Seite und benutzte seinen Säbel als Grabscheit, um die Erde aufzuwühlen.

Plötzlich tönte ein Schrei des Entsetzens durch den Raum, die Waffe des Sepoys hatte eine menschliche Hand bloßgelegt.

Einen Augenblick sahen die Herren wie erstarrt darauf nieder, dann brachen Worte wilder Empörung von ihren Lippen, während der Sepoy ernst und schweigend sein trauriges Werk fortsetzte. Die nächsten Minuten legten den rechten Arm frei. Der Soldat hatte seinen Pallasch beiseite gelegt und lockerte die Erde mit den Händen.

Mr. Challenger war beiseite getreten und hielt das Gesicht in den Händen geborgen. Der letzte Rest eines Zweifels war dahin.

„Ralph! Armer, armer Freund!"

Erschütternd klangen diese Worte von Reginalds Lippen durch den engen Raum — das Gesicht des Toten war sichtbar geworden, bläulich gefärbt und aufgedunsen. Aber nur ein Blick genügte, um Reginald erkennen zu lassen, daß der letzte Erbe von Colmere als Opfer eines hinterlistigen Mörders hier vor ihnen lag.

„Er ist erdrosselt worden," flüsterte einer der Offiziere. „Dieser Teufel muß ihn im Schlafe überfallen haben."

Kapitän Wayne wehrte den Tränen nicht, die über seine Wangen rollten, als die Leiche des Ermordeten in den Bungalow und zwar in jenes Gemach getragen wurde, auf dessen Schwelle das verhängnisvolle Briefstück gefunden wurde.

Mr. Challenger war der erste, der mit halberstickter Stimme sagte: „Und sollen wir den Schurken, der

dies getan, unbehelligt mit seinem Raube entkommen lassen?"

Die Frage gab Reginald seine ganze Tatkraft zurück. Er beorderte den Sepoyunteroffizier mit zwei Mann sofort, die Fährte des Mörders aufzunehmen, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß ein voller Tag Vorsprung Tukkan es leicht machen würde, seine Spur zu verwischen. Die beiden anderen Sepoys blieben als Leichenwache bei dem Toten zurück, von dem Reginald bewegten Abschied nahm. Die anderen Herren traten mit ihm den Rückweg nach Lucknow an, um von dort aus den Transport des Ermordeten nach der Stadt und eine umfassende Verfolgung des Mörders einzuleiten.

Reginald nahm sich, in Lucknow angekommen, kaum die nötige Zeit, um sich für den Besuch beim Obersten Hethford herzurichten. In einem Gemisch von Trauer und Glück betrat er des Obersten Haus, der ihn in seinem Arbeitszimmer empfing und seinen Bericht entgegennahm.

Nach Verlauf einer Viertelstunde aber führte der Oberst den Kapitän wie am vorvergangenen Tage in das Zimmer seiner Tochter: „Maud, Kapitän Wayne hat mich über alles aufgeklärt und mich gefragt, ob ich ihn als Sohn willkommen heißen würde. Die Entscheidung liegt bei dir, mein Kind."

Reginald war auf das junge Mädchen zugetreten. „Maud — —"

Kein weiteres Wort kam über seine Lippen in dem Übermaß der Bewegung, in die ihn die Ereignisse dieses Tages versetzt.

Es war auch kein weiteres Wort nötig. Das junge Mädchen reichte ihm beide Hände, und er zog sie sanft an seine Brust.

„Nun, die Entscheidung ist klar, denke ich," sagte der Oberst. „Mögen die Schatten, welche den Tag umdunkelten, an dem ihr euch fandet, meine Kinder, mit diesem Tage für immer vergehen!"

„Und jener, nach dem ihr heute auszoget?" fragte Maud leise, scheu und doch mit einem seligen Leuchten in den Augen zu ihm aufblickend.

„Wir fanden ihn," gab Reginald düster zurück. „Er ist das Opfer eines Verbrechens geworden. Armer Freund!" —

Ehe sich das junge Paar an diesem Abend trennte, bat Maud ihren Verlobten: „Nimm jene indische Marke an dich, Geliebter — ich fürchte mich vor ihr, seitdem ich weiß, welche traurige Geschichte sich an sie knüpft."

„Ich werde sie Mr. Challenger einhändigen," sagte Reginald. „Für seine Tochter war sie bestimmt, er mag über sie entscheiden." —

Als Reginald am anderen Tage Ralphs Oheim aufsuchte und ihm das merkwürdige Stückchen Papier überreichte, sagte dieser: „Mein Kind wird zeitlebens schwer tragen an diesem Schicksalsschlage, der ihre Hoffnungen so schrecklich vernichtete. Aber dieses Blättchen da würde ihre Herzenswunde immer aufs neue aufreißen. Besser, es verschwindet ganz."

Er zündete eine Lampe an und hielt das Blättchen mit der indischen Briefmarke in die kleine Flamme.

Das Blatt bog sich, bäumte sich und fing dann Feuer. Eine kurze Viertelminute, und das seltene Stück war zu Asche verbrannt, die Mr. Challengers Fuß am Boden zertrat.

— — — — — — — — — — — —

Ralph Delham, der letzte Lord von Colmere, schläft auf dem europäischen Friedhof in Lucknow. Alle Pa-

trouillen, die auf Tukkans Fährte ausgesandt waren, kamen zurück, ohne eine Spur des Mörders gefunden zu haben. Die beiden Pferde und die unversehrten Koffer fand man in den Ruinen jenes alten Hindutempels, dessen Betreten das Glück verhieß.

Maud ist jetzt Mrs. Wayne, und Mrs. Meredith behauptet, solch ein glückliches Ehepaar sei ihr noch nie vor Augen gekommen. Und Mrs. Meredith ist, wie unsere Leser wissen, die Besitzerin des schärfsten Augenpaaes von ganz Lucknow.





Der Urmensch.

Naturwissenschaftliche Betrachtung von Th. Seelmann.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Über den Ursprung des Menschengeschlechtes entbrannte ein äußerst lebhaft geführter Streit, als vor nunmehr rund dreißig Jahren Darwin sein Werk „Die Abstammung des Menschen" veröffentlichte. Von allen beteiligten Seiten wurden Gründe und Beweise herbeigebracht, die für oder wider die Zugehörigkeit des Menschen zum Reiche der Tiere zu sprechen schienen. Das Ergebnis der Erörterungen war, daß man noch nicht im stande sei, ein sicheres Urteil zu fällen. Wann die Entscheidung eintreten würde, war ungewiß, denn sie hing von der Auffindung und Aufdeckung neuen Beweismaterials ab, und sie konnte darum unter Umständen erst einer fernen Zukunft vorbehalten sein. Doch schneller, als man erwartete, sollte eine Klärung herbeigeführt werden. Die Ausgrabung hochwichtiger Knochenteile aus uralten Erdperioden einerseits, sowie die Vertiefung der Forschungen andererseits haben es neuerdings bewirkt, daß wir nun eine Summe von wissenschaftlichen Kenntnissen besitzen, die

über den Urmenschen und seine spätere Fortentwicklung ein helles Licht verbreiten.

Als höchste Vollendung der Säugetierform gelten die menschenähnlichen Affen oder Anthropoiden, zu denen man den Gibbon, Orang, Schimpanse und Gorilla rechnet. Man glaubte nun anfänglich, daß, wenn der Mensch aus dem Tierreich hervorgegangen sei, er mit einem dieser Anthropoiden eng verwandt sein müsse oder, anders ausgedrückt, sich der Nachweis erbringen lassen müsse, daß diese oder jene Form ein Vorfahr des Menschen sei. Allein dieser Nachweis konnte nicht geliefert werden, trotzdem die vielfältigsten Untersuchungen angestellt wurden, denn es ergaben sich immer wieder bedeutungsvolle Unterschiede in der Körperbeschaffenheit der einzelnen Vertreter der Anthropoiden und des Menschen. Hiermit war festgestellt, daß keiner der jetzt lebenden Anthropoiden und überhaupt keine gegenwärtig existierende Art des Affengeschlechtes, das man unter den Namen der Primaten zusammenfaßt, als nächster Verwandter des Menschen erachtet werden kann.

Aber auf der anderen Seite zeigte doch die vergleichende Anatomie an der genauen Untersuchung der Knochen und anderer Körperteile, daß die verschiedenen Primatenarten in ihrem feineren Körperbau viele Übereinstimmungen mit der menschlichen Organisation besitzen, und daß demzufolge der menschliche Körper in seinem Aufbau und seiner feineren Ausgestaltung in dem einen Punkt mehr an diese, in dem anderen Punkt mehr an jene Primatenform anknüpft.

Am ähnlichsten ist im allgemeinen dem menschlichen Organismus noch der Körper des Gibbon. Der Orang entfernt sich vom Menschen schon etwas mehr und noch weiter der Schimpanse und der Gorilla, aber mit dem

Unterschied, daß bei diesen beiden letzteren Arten zugleich ein Rückschlag eingetreten ist, durch den sie sozusagen wieder auf einen tierischeren Standpunkt herabgedrückt worden sind. Beim Gorilla zeigt sich dieses schon an der mächtigen Ausbildung des Gebisses und den gewaltigen Knochen und Muskelwülsten im erwachsenen Zustande. Einen Hinweis auf die mehr tierische Umänderung dieser beiden Anthropoidenarten, die sie im späteren Verlauf in eigenartiger Weise einschlugen, erbringt fernerhin die Tatsache, daß ihre Jungen den menschlichen Kindern viel ähnlicher sind als die erwachsenen Formen der Anthropoiden überhaupt untereinander. Gorilla und Schimpanse sind also infolge ihrer affenartigen Fortentwicklung dem Menschen wieder unähnlicher geworden, als es ihre Vorfahren dereinst schon waren.

Auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden anatomischen Untersuchungen, der Auffindung von Knochenresten aus der Vorzeit, von denen alsbald die Rede sein wird, und der vergleichenden Rassenkunde geht daher die heutige wissenschaftliche Auffassung dahin, daß sich der Mensch keineswegs unmittelbar aus niederen oder höheren Affenarten der Gegenwart entwickelt hat, sondern daß beide, Mensch und Primaten, auf einen gemeinsamen Urahnen weit entlegener Zeiten, auf eine gemeinsame Stammform zurückzuführen sind, von der sich nach der einen Richtung hin jene Wesen abzweigten, welche sich allmählich zum Menschen umbildeten, während sich nach der anderen Richtung hin jene Geschöpfe abzweigten, welche als Affen ihre letzte Vollendung in den Anthropoiden erreichten.

Zur Erläuterung des Sachverhaltes sei ein Beispiel aus der Tierwelt herangezogen. Fuchs und Wolf sind Verwandte, aber weder ist der Fuchs aus dem Wolf

noch der Wolf aus dem Fuchs hervorgegangen. Vielmehr verlief die Entwicklung so, daß sich ein Teil der Nachkommenschaft einer gemeinsamen Stammform, die weder Fuchs noch Wolf war, im Lauf der Zeiten immer fuchsähnlicher gestaltete, während ein anderer Teil dieser Stammformabkömmlinge allmählich immer wolfähnlicher wurde. Beide Entwicklungsreihen treffen sich demnach nach rückwärts nur in einem gemeinsamen Punkt, und es gibt daher auch kein Tier, das in seinem Körperausbau etwa zur Hälfte einem ausgeprägten Fuchs und zur anderen Hälfte einem vollendeten Wolf gliche.

Wenn man daher vordem, um die Abstammung des Menschen zu erkennen, ein Zwischenglied forderte, das ein Mittelding zwischen Menschen und Gorilla oder einem anderen lebenden Anthropoiden darstelle, so befand man sich mit dieser Forderung auf einem falschen Weg. Es kann sich gar nicht darum handeln, eine Zwischenstufe aufzufinden, die die Merkmale einer lebenden Anthropoidenart und des Menschen in sich vereint und so einen Übergang von der einen zu dem anderen bildet, sondern es kommt nur darauf an, Glieder in jener Entwicklungsreihe festzustellen, die vom heutigen Menschen auf den gemeinsamen Urahnen zurückführen. Da die fortschreitende Umwandlung aus einer gemeinsamen Stammform bis zum Menschen hinauf im Laufe vieler Hunderttausende von Jahren nur ganz allmählich vor sich gegangen sein kann, so muß es auch zahlreiche solcher Glieder geben, die, je näher sie dem beiderseitigen Urahnen der Primaten und der Menschen stehen, desto mehr auch gewisse Merkmale der Eigenart der Primaten und gewisse Besonderheiten der Eigenart der Menschen in sich verkörpern müssen.

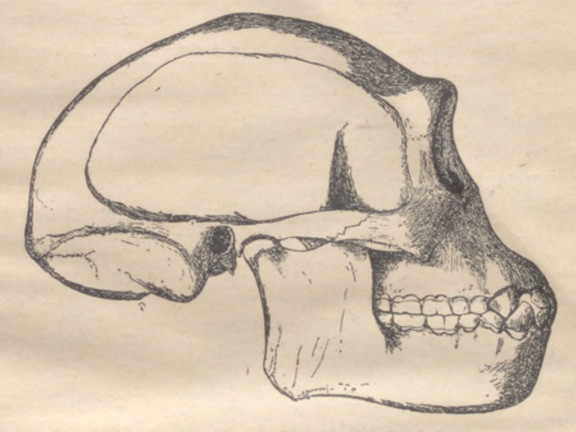
Denn die Sachlage war, um es noch einmal zu wiederholen, anfänglich diese. Als sich von der ge-

meinsamen Stammform zuerst die beiden Äste absonderten, von denen sich der eine später zu den Menschen, der andere zu den Anthropoiden heranbildete, mußten die ersten beiderseitigen Vorfahren im allgemeinen miteinander übereinstimmen. Die darauf folgenden Geschlechter des Menschenzweiges, um ihn so zu nennen, besaßen zwar noch viel Primatenhaftes, aber gleichzeitig traten doch auch schon mehr oder weniger menschenartige Merkmale an ihnen auf. In der Folgezeit verblaßten nun bei den sich anschließenden Generationen die primatenhaften Kennzeichen immer mehr, während die menschenähnliche Ausgestaltung stetig klarer zum Ausdruck gelangte. Zuletzt endlich ging jene Form hervor, wie sie den Menschen gegenwärtig eigen ist.

Bei dem Primatenzweig indessen bildeten sich fortschreitend jene Merkmale deutlicher aus, welche das Gesamtbild der heutigen Affen bestimmen, dagegen gingen die anderen Eigenschaften, die noch auf den verwandten Menschenzweig hinüberwiesen, immer mehr und mehr zurück. Am Ende der Entwicklungsbahn erfuhr der Affenzweig jene Ausprägung, wie sie durch die Anthropoiden vertreten wird. Die Beantwortung der Frage, ob die Entwicklung wirklich so, wie geschildert, verlaufen ist, ob sich Primaten und Menschen einstmals tatsächlich von einer gemeinsamen Stammform abgezweigt haben, hing demnach von der Entdeckung eines oder mehrerer solcher Zwischenglieder ab, die in der Vorfahrenreihe von den Menschen der Gegenwart durch die Gestaltung ihrer erhalten gebliebenen Körperteile auf den gemeinsamen Urahnen einer fernen Vergangenheit deutlich zurückzeigten. Und in der Tat hat man auch mehrere derartige Glieder, welche sich als Zwischenstufen zwischen dem heutigen Menschen-

geschlecht und jener uralten Stammform darstellen, aufgefunden.

Im Jahre 1894 veröffentlichte der Naturforscher Dubois eine Schrift, in der er einen Knochenfund beschrieb, den er in der Nähe von Trinil auf Java im weichen Sandstein gemacht hatte. Der Knochenfund bestand aus einem unvollständigen Schädeldach, einem



Wiederhergestellter Schädel des Pithekanthropus.

Oberschenkelknochen und zwei Backenzähnen. Diese Knochen mußten ihrer Form nach einem Geschöpf angehört haben, das zwar affenähnlich war, zugleich aber auch Merkmale des Menschen aufwies. Dubois gab ihm den Namen Pithekanthropus, was übersetzt „Affenmensch" bedeutet. Die genauere Untersuchung der aufgefundenen Reste ließ erkennen, daß zwar der Pithekanthropus einen Schädel besaß, der mit seinem Hohlraum denjenigen des Gorilla bedeutend übertraf, er sich also in dieser Richtung dem Menschenschädel näherte, auf der anderen Seite diesem Schädel aber auch außerordent-

lich viel Tierisches und Affenartiges eigen war. Aus der Gestaltung des Oberschenkelknochens und den Gelenkflächen ergab sich ferner, daß dieses Geschöpf aufrecht gegangen sein mußte. Ein Teil der Fachmänner erklärte daher den Pithekanthropus für einen Urmenschen, ein anderer dagegen für einen hochentwickelten Affen, der dem noch jetzt in Ostindien heimischen langarmigen Gibbon verwandt sei. Die gegenwärtig herrschende Meinung geht dahin, daß der Pithekanthropus weder Urmensch noch Affe gewesen ist, sondern eine Mittelstufe in der beiderseitigen Ahnenreihe einnimmt, die zwar noch nicht als die gemeinsame Stammform zu betrachten ist, aber dieser doch ziemlich nahe steht.

Dieser aufsehenerregende Fund lenkte nun von neuem die Aufmerksamkeit auf menschliche Knochenreste, die man bereits im Jahre 1856 im Neandertal bei Düsseldorf ausgegraben hatte. Sie fanden sich in der kleinen Feldhofner Grotte vor, die durch die Arbeiten in einem Kalksteinbruch bloßgelegt wurde, und bestanden in dem Skelett eines Mannes. In der Höhle lagen außerdem zahlreiche Knochen vom Höhlenbären, Nashorn und Mammut. Man warf das Skelett auf die Schutthalde des Steinbruchs. Hier wurde es erst später wieder aufgefunden, nachdem schon einige Teile zertrümmert und verloren



Schädeldecke aus dem Neandertal von unten gesehen.

gegangen waren. Erhalten geblieben waren jedoch das Schädeldach mit Knochen der linken Backenhälfte, Teile der Schulterblätter und der Armknochen, sowie die beiden Oberschenkelknochen.

Zunächst untersuchte man nur den Schädel. Der Bonner Anthropolog Schaaffhausen erklärte sogleich als wesentliche, von allen heutigen Schädelformen erheblich abweichende Merkmale die auffallende Niedrigkeit des Schädels und die ganz außerordentliche Entwicklung der weit vorspringenden knöchernen Augenbrauenbogen, die sich wie ein Dach über die Augenhöhlen hervorwölbten.



Schädeldecke mit starker Entwicklung der Augenbrauenbogen aus dem Neandertal von der Seite gesehen.

Eine solche hochgradige Abweichung von dem gewöhnlichen Bau des Schädels war bis dahin noch nicht beobachtet worden. Es traten hier Merkmale zu Tage, die an niedere Bildungen im Tierreiche und zwar an die menschenähnlichen Affen erinnerten, und Schaaffhausen faßte daher den Neandertalmenschen als den Vertreter einer tiefstehenden, wilden Urrasse des Menschen auf.

Dieser Ansicht war schon von einem großen Teil der Forscher zugestimmt worden, als der unlängst verstorbene Berliner Patholog Virchow die Erklärung abgab, der Neandertalschädel stamme nicht von einem Vertreter einer wilden Urrasse ab, sondern die an ihm beobachteten Besonderheiten seien auf Krankheitsprozesse

zurückzuführen. Obwohl Virchow nicht den Schädel selbst, sondern nur einen Gipsabguß zur Hand gehabt hatte, so bewirkte es doch seine hervorragende Bedeutung und die anscheinend sichere Begründung seiner Darlegung, daß man nun allgemein die ungewöhnliche Form des Schädels einer krankhaften Entartung zuschrieb.

Wie schon erwähnt, wurde durch die Auffindung des Pithekanthropus das wissenschaftliche Interesse für den Neanderschädel erneut wachgerufen. Der Straßburger Anatom Schwalbe unterzog ihn neuerdings einer abermaligen Untersuchung und konnte nun durch den Vergleich mit zahlreichen Beobachtungen an den Knochengerüsten von Menschen der Gegenwart den Beweis erbringen, daß es sich am Neandertalschädel durchaus nicht um Krankheitsprozesse handle. Durch die Verbesserung der Untersuchungsmethoden gelangte er vielmehr zu dem Schluß, daß die dachförmige Hervorwölbung der Augenbrauenbogen und die Niedrigkeit des Schädels als regelmäßige Bildungen des Neandertalschädels zu erachten seien. Er konnte außerdem hinzufügen, daß die Stirn so weit zurückliegend und nach hinten geneigt war und der Schädel einen so geringen Hohlraum für das Gehirn besaß, wie es am heutigen Menschengeschlecht nicht beobachtet wird. Durch alle diese Merkmale rückt der Neandertaler weit von allen Menschen der Jetztzeit ab, dagegen stimmt er beträchtlich mit der Schädelform des Pithekanthropus und der menschenähnlichen Affen überein, ja, er ist in einzelnen Punkten mit den letzteren mehr verwandt als mit den heutigen Menschen.

Bedeutend wichtiger noch mußte dieser Nachweis werden, wenn es gelang, noch weitere Schädel zu entdecken, die sich in ihrem Bau demjenigen des Neandertalers an die Seite stellen ließen. Das ist nun der

Fall gewesen. Im Jahre 1897 fand Fraipont in einer Höhle bei Spy in Belgien zwei von Kalktuff bedeckte Skelette zusammen mit Feuersteingeräten der rohesten Form und Knochen des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Nashorns und Mammuts auf. Die Schädel dieser Skelette wiederholten nun in überraschendster Weise die Besonderheiten des aus derselben Zeit stammenden

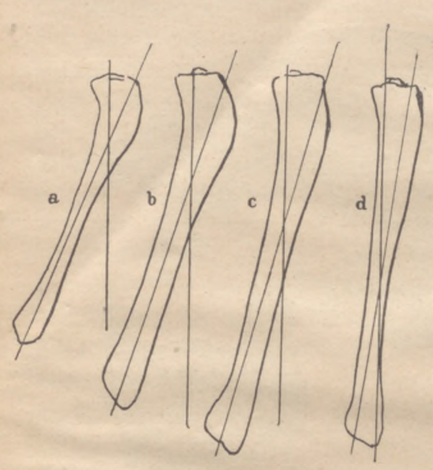


Schädel von Spy.

Neandertalschädels. Jetzt stand es fest, daß einst im Gebiet von Belgien und den Rheinlanden eine Rasse gelebt hat, die durch einen Schädelbau ausgezeichnet war, welcher an die Schädelform der Anthropoiden unverkennbar anknüpfte.

Aber man konnte noch einen beträchtlichen Schritt weiter tun. Der Heidelberger Anatom Klaatsch nahm die Untersuchung der übrigen im Neandertal und in Spy aufgefundenen Knochen, besonders der Oberschenkel-

knochen, in Angriff und zeigte, daß die Oberschenkelknochen in einer Anzahl von Merkmalen so vom heutigen Menschen abweichen, wie sie sich in einer solchen Vereinigung sonst nicht wiederfinden. Sie seien hier nur mit einigen kurzen Worten geschildert. In ihrer Gesamtform erscheinen diese Knochen plump und ungewöhnlich gekrümmt. Sowohl die Gelenkenden für das Hüftgelenk als auch diejenigen für das Kniegelenk sind massig, und außerdem weist das Kniegelenkende eine auffallend starke Vertiefung auf. Schon daraus geht hervor, daß die Bewohner des Neandertals und von Spy einen anderen Gang hatten als wir. Dasselbe darf aus der Form der Schienbeinknochen geschlossen werden. Auch sie sind beim Spymenschen plump und außerdem verhältnismäßig kurz. Ferner ist die obere Gelenkfläche des Schienbeinknochens schräg nach hinten gerichtet, so daß, wenn man eine senkrechte Linie zur Gelenkfläche zieht, diese einen spitzen Winkel mit der Längsachse des Knochens bildet. Endlich ist es bemerkenswert, daß der Schaft des Schienbeinknochens



Schematische Umrisse von Schienbeinknochen von innen gesehen: a) von einem erwachsenen weiblichen Gorilla, b) vom Spymenschen, c) von einem Menschen der jüngeren Steinzeit, d) von einem Menschen der Gegenwart.

stark nach hinten gekrümmt ist. Vergleicht man den Schienbeinknochen eines Menschen der Gegenwart mit demjenigen eines Menschen aus der jüngeren Steinzeit und des Spymenschen, so ergibt sich, daß die Krümmung bei dem modernen Menschen am geringsten ist, beim Menschen der jüngeren Steinzeit zunimmt und beim Spymenschen am stärksten ausgeprägt ist. Nur beim Gorilla ist sie noch größer. Alle diese Merkmale in der Form der Knochen deuten darauf hin, daß die Menschen des Neandertals und von Spy beim Gehen eine Haltung eingenommen haben, wie wir sie ähnlich heute noch bei den Anthropoiden beobachten.

Aber die Funde waren auch hiermit noch nicht zum Abschluß gebracht. Denn 1901 entdeckte der Anthropolog Kramberger in einer Höhle bei Krapina in Kroatien die Reste von zehn Schädeln, die in ihrem allgemeinen Bau überraschend mit denjenigen vom Neandertal und von Spy übereinstimmten. Diese Knochenteile vervollständigten die bisherigen Ergebnisse vortrefflich, so daß wir uns heute ein wohl begründetes Bild von der Urmenschenrasse jener Zeit zu entwerfen vermögen. Die Neandertalrasse, wie man sie zusammenfassend bezeichnet, hatte einen verhältnismäßig großen Kopf mit starkknochigem Gesicht. Die Stirn war sehr niedrig und wich nach hinten weit zurück, ungeheure Augenbrauenwülste sprangen über die in tiefen Höhlen liegenden Augen hervor, die ziemlich weit auseinander standen. Die Nase war kurz und platt, die Kiefer schoben sich nicht, wie man wohl vermuten könnte, schnauzenartig vor, aber dafür fehlte das Kinn vollständig. Im Kiefer saßen gewaltige Zähne mit sehr starken Wurzeln, und die Backenzähne wurden nach hinten zu größer. Das Gebiß war demnach fast tierisch zu nennen. Der Rumpf war lang, die Beine da-

gegen ziemlich kurz. Auch die Gesamtgröße war nicht bedeutend. Im Durchschnitt maßen die Angehörigen der Neandertalrasse gegen 1,6 Meter. Die Form der Schenkelknochen und anderer Skeletteile bekundet, daß diese Urmenschen nicht ganz aufrecht gingen. Sie dürften daher auch kaum ausdauernde Fußgänger, wohl aber treffliche Kletterer gewesen sein. Da auf der Innenseite der Unterkiefer jene Ansatzpunkte fehlen, an die sich die Sprachmuskeln anheften, so dürfte ihnen auch die wohlausgebildete Sprache gefehlt haben und ihre Verständigungsmöglichkeit nur auf unartikulierte Laute beschränkt gewesen sein. Sie haben, wie aus den Erdschichten, in denen die Überreste aufgefunden wurden, und aus den beiliegenden Tierknochen zu schließen ist, schon vor der Eiszeit auf europäischem Boden gelebt. Seit ihrem ersten Auftreten mögen rund 250,000 Jahre vergangen sein. Die Erdperiode, die vor der Eiszeit lag, zeichnete sich durch ein wärmeres Klima aus. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Neandertalmenschen einen dichten Haarwuchs am Körper besaßen und unbekleidet gingen.

Aber auch in ihr Leben und Treiben können wir nach den Umständen, unter denen die Überreste aufgefunden wurden, und den Beigaben, die mit ihnen vergesellschaftet waren, einige Einblicke tun. Die Urmenschen der Neandertalrasse waren Höhlenbewohner. Vielleicht haben sie aber auch noch teilweise ihre Wohnung in Baumkronen aufgeschlagen, wie es noch heute afrikanische und andere Naturvölker tun. Ihre Kletterfertigkeit wenigstens macht dieses wahrscheinlich. Das Feuer kannten sie bereits, brieten also wohl das erbeutete Wild, dagegen fehlten ihnen, wie es nicht anders zu erwarten ist, alle Haustiere. Sie wohnten vermutlich nur familienweise und nicht schon in Stammes-

genossenschaften beisammen. Die Urmenschen Europas waren Jäger. Ihre Waffen waren Steinkeile, die durch das Aneinanderschlagen von leicht spaltbaren Kieselknollen gewonnen wurden. Später traten dann Wurfknochen und wohl auch Holzkeulen hinzu. Der Kampf mit den Höhlenbären, Elefanten und Nashörnern, sowie die Erlegung anderen Wildes mag ihnen daher schwer genug geworden sein. Aber sie begnügten sich nicht ausschließlich mit den Beutestücken, die ihnen die Jagd im Urwald lieferte, sondern sie waren auch, wie wenigstens die Funde in der Höhle von Krapina dartun, Kannibalen. Denn in der Krapinaer Höhle hat man um eine uralte Feuerstelle herum klein zerschlagene, zersplitterte und teilweise angebrannte Menschenknochen angetroffen. Diese Beobachtung läßt sich nicht anders erklären, als daß die Urmenschen der Neandertalrasse ihre eigenen Artengenossen verzehrt haben. Der Kannibalismus, dem noch heute vielfach unter den Naturvölkern gehuldigt wird, geht demnach auf sehr entlegene Zeiten zurück und war höchst wahrscheinlich allgemein üblich.

Wir haben gesehen, daß der Pithekanthropus ein Geschöpf war, das der gemeinsamen Stammwurzel der Anthropoiden und der Menschen nahe stand. Als eine der Mittelstufen zwischen dem Pithekanthropus und den Menschen der Gegenwart ist die Neandertalrasse zu betrachten. Sie gehört schon zu den Menschen, aber doch zu einer Menschenart niedrigster Ordnung, der noch viele tierische Merkmale eigen waren. Ihnen muß immerhin schon, ehe diese Ausbildungsstufe erreicht wurde, eine lange Vorfahrenreihe vorausgegangen sein, deren einzelne Vertreter je weiter nach rückwärts desto tiefer standen. Der Mensch ist nach dieser Sachlage nicht auf einen Schlag aus einer tierischen Vorform

entstanden, sondern die Menschenwerdung hat sich ganz allmählich vollzogen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß besonders günstige Umstände im Klima, im Nahrungserwerb und in den sonstigen Daseinsverhältnissen vorhanden gewesen sein müssen, damit sich dieser langsame Prozeß der Menschenwerdung in gewissen Teilen unserer Erde abspinnen konnte. Denn jene Urahnen der Menschheit müssen fast wehrlos gewesen sein, da sie künstliche Waffen noch nicht besaßen und ihre natürlichen Angriffswerkzeuge ebenfalls nur unzulänglich gewesen sein können. Inmitten einer hinsichtlich des Klimas und der Ernährung feindlichen Welt und im Kampfe mit gewaltigen Tieren hätten sie kaum bestehen können.

Auch ein von dichtem Urwald bedecktes Land kann diese Stätte der Menschenwerdung nicht gewesen sein. Denn dann hätten sich die unteren Gliedmaßen infolge des beständigen Kletterns ebenso zu Greiffüßen umgestalten müssen, wie es beim Gorilla, Gibbon und den anderen Anthropoiden der Fall ist. Es muß daher ein Gebiet vorausgesetzt werden, das zwar Bewaldung hatte, auf großen Strecken aber auch derselben entbehrte, so daß der Urmensch der ersten Zeiten zu gehen gezwungen wurde. Unter diesen Umständen erhält die Frage eine erhöhte Wichtigkeit, in welchem Teile der Erde wohl diese Urheimat der Menschheit zu suchen ist. Nachdem man früher aus tiergeographischen Gründen den sibirisch-nordeuropäischen Landgürtel als die vermutliche Ursprungsstätte des Menschengeschlechts angesehen hatte, ist neuerdings der Heidelberger Forscher Schötensack mit der Ansicht hervorgetreten, daß die Anfänge der Menschenwerdung nach Australien zu verlegen seien.

Zwischen Australien und Hinterindien bestand, wie sich aus dem Aufbau des Landes und der Verbreitung der Tierwelt erkennen läßt, über die indisch-australische

Inselwelt hinweg in dem jüngeren Abschnitt jener Erdperiode, welche als Tertiär bezeichnet wird, eine Landbrücke. In diesem Zeitraum nun, nimmt Schötensack an, wanderten mit den Beuteltieren die Urahnen des zukünftigen Menschengeschlechtes, die von der Stammwurzel nur erst wenig entfernt waren, in Australien ein. In der Folgezeit sank die frühere Landverbindung in das Meer, und Australien war jetzt auf allen Seiten von den benachbarten Landgebieten abgeschnitten. Während in anderen Teilen der Erde neue Säugetierformen mit gewaltigen Raubtieren entstanden, war Australien durch seine Lage vor diesen gefährlichen Einwanderern gesichert, so daß das Geschlecht der Beuteltiere hier herrschend werden und sich erhalten konnte.

Zwar gliederte sich das Beuteltiergeschlecht in Australien ebenfalls in zahlreiche Arten, aber keine einzige war derartig beschaffen, daß sie dem Urmenschen ernstlich gefährlich hätte werden können. Es standen ihm hier nicht nur Nährpflanzen zur Verfügung, sondern auch viele Tierarten, die er wegen ihrer Wehrlosigkeit leicht erbeuten konnte. So ging er von der Pflanzennahrung auch zur Fleischnahrung allmählich über. Durch die Verfolgung dieses Wildes, das ihm nur schwachen Widerstand entgegensetzen konnte, wurde der Urmensch im Verlauf der Zeiten zum Jäger, wuchs seine Verstandestätigkeit und erwarb er sich die nötige Schulung, um später, als er sich von Australien aus verbreitete, den Kampf mit den höher stehenden Raubsäugetieren aufnehmen zu können. Die ausgedehnten australischen Steppen zwangen den Urmenschen zu andauernden Gehübungen, während ihm der lichte Baumbestand auf der anderen Seite Gelegenheit bot, auch seine ererbte Kletterfertigkeit anzuwenden und auszunutzen.

Die australischen Eingeborenen der Gegenwart stellen

eine erheblich höhere Entwicklungsstufe dar als jene Urahnen, von welchen soeben die Rede war. Aber trotzdem weisen sie noch verschiedene Anklänge an ihre weit vorher lebenden Vorgänger auf, was als eine Stütze der von Schötensack geäußerten Ansicht über die Bedeutung Australiens als menschliche Urheimat angesehen werden kann. Noch heute wird am Schädel häufig die Dachform angetroffen, und die Vorwölbung der Augenbrauenbogen, wie sie so ausgeprägt bei der Neandertalrasse auftrat, ist ebenfalls noch in abgeschwächter Form vielfach erhalten. Ferner entbehrt der Kinnwinkel in der Regel des Vorsprungs, so daß sich auch hier eine Übereinstimmung mit den kinnlosen Bewohnern der Höhlen vom Neandertal, von Spy und Krapina ergibt. Endlich ist die Nase breit und platt, und die Größe der mittleren Schneidezähne ist sehr bedeutend bei beiden Geschlechtern, was als Kennzeichen einer uralten Rasse gelten darf. Neben diesen auffälligen Merkmalen in der Schädelform kommen aber in der äußeren Körperbildung der Australier solche Schwankungen vor, wie sie von keiner anderen Rasse bekannt sind. Diese Schwankungen sind indessen nicht regellos, sondern sie bekunden sich als Verbindungsbahnen, die zu denjenigen Eigenarten des Menschengeschlechts hinüberleiten, wie sie völlig getrennt voneinander bei den einzelnen Rassen außerhalb Australiens wiedergefunden werden. Man kann innerhalb der Australier einen helleren straffhaarigen Teil und einen dunkleren kraushaarigen Teil unterscheiden. Die Hautfärbung weist zwischen Bräunlichgelb und Schwarzbraun die mannigfachsten Schattierungen auf. Es ist also hier noch der Keim verborgen, aus dem später die Verschiedenheit der menschlichen Rassen hervorging.

Schließlich deuten noch gewisse Geräte und Werkzeuge auf die enge Verknüpfung der Australier mit den

europäischen Urmenschen hin. Noch in der Gegenwart benutzt der Australier Steinklopfer und Steinbeile einer bestimmten, sehr rohen Form, wie sie ganz ähnlich die ersten Höhlenbewohner Europas verwendeten. Besonderer Erwähnung verdient aber der Bumerang, jene einem Krummbügel gleichende Waffe, die, wenn sie fortgeschleudert wird und ihr Ziel verfehlt, wirbelnd zu dem Schützen zurückkehrt. Nun hat man aber auf französischem Boden in den Ansiedlungen der Urmenschen Rentiergeweihstücke aufgefunden, die ihrer Form wegen für Bumerangs zu halten sind. Daher dürften die Bumerangs als ein Werkzeug zu erachten sein, das die Urmenschen einstmals, als sie ihre Verbreitung über die Erde antraten, aus ihrer australischen Ursprungsstätte mitnahmen, um es erst später nach der Erfindung wirksamerer Waffen, wie Pfeil und Bogen, gegen diese zu vertauschen.

Das Dunkel, das vordem über den Anfängen der Menschheit schwebte, hat sich neuerdings sichtbar gelichtet. Aber wie gewaltige Teile der Erdrinde sind noch in Betreff der Überreste, die sie von den menschlichen Vorfahren in ihrem Schoß bergen, völlig unerforscht! Der Kulturmensch dringt über immer weitere Gebiete unseres Erdkörpers vor, um sie anzubauen und ihre Bodenschätze auszubeuten. Dieses Bestreben wird aber nicht nur einen Gewinn an Hab und Gut, sondern auch wissenschaftliche Fortschritte zeitigen. Denn bei der Bearbeitung und Durchsuchung der Erdkruste tropischer Länder und ihrer Nachbargebiete wird uns sicher manches Geheimnis enthüllt werden, das uns jetzt noch verschlossen ist, und damit werden wir auch noch einen genaueren Einblick gewinnen in den Entwicklungsgang, den das Menschengeschlecht dereinst zurückgelegt hat.



Das Meteor.

Novellette von Max Wundtke.

(Nachdruck verboten.)

„Nicht wahr, die Herrschaften entschuldigen mich," sagte der grauköpfige Professor, indem er sich von der Abendmahlzeit erhob. „Mir sind da einige Einfälle für mein Werk über die Wurzeln des Gathadialektes im Altbaktrischen gekommen, und ich möchte sie zu Papier bringen, ehe sie mir entschwinden. — Liebes Kind, du nimmst wohl heute einmal mit der Gesellschaft unseres Gastes vorlieb. — Herr v. Rottach, ich empfehle mich."

Er machte dem jungen Offizier eine Verbeugung, küßte seine blonde, sylphenhaft schöne Frau auf das Haar und zog sich dann in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Frau Professor zerdrückte nervös Brotkrumen zwischen den Fingern. Eine tiefe Falte des Unmutes hatte sich auf ihre Stirn gelagert, und um die Lippen zuckte es wie von verhaltenem Weinen. Auch der Besucher erhob sich und trat einige Schritte auf die Tür zu, hinter welcher der Professor verschwunden war. Dann machte er ein wenig scharf kehrt und sah auf die junge Frau, die immer noch mit ihrem Unmut rang.

„Die Wurzeln des Gathadialektes im Altbaktrischen!“ stieß sie mit kurzem, verstimmtem Auflachen heraus und schlug mit dem Messer einen leisen Wirbel auf der Tischdecke. „Das geht nun schon fast ein Jahr so. Damit füttert er mich zu Tode. Das ist alles, für das er lebt.“

„Arme Kläre!“ sagte der Leutnant. „Und vorher? Du mußt das einem Gelehrten zu gute halten.“

„Und vorher? Nun, da war es ein vergleichendes Wörterbuch der Upanischad. Daran arbeitete er Tag für Tag und Abend für Abend bis in die sinkende Nacht, und ich —“

„Und du?“

„Nun, ich durfte zuweilen teilnehmen an seinen Gelehrtenfreuden. Mein Gott, es mag ja wohl etwas Großes um die Upanischad oder um den Gathadialekt sein, aber offen gestanden — etwas anders hab' ich mir das Glück einer Ehe doch vorgestellt.“

Sie verschränkte beide Arme vor ihrer Brust und starrte mit zusammengezogenen Augenbrauen in das Weinglas.

„Arme Kläre!“ murmelte der Leutnant wieder. Er war hinter ihren Stuhl getreten und hatte die Hände auf die Lehne gelegt.

Eine lange Pause trat ein.

Langsam erhob sich die junge Frau und sagte mit eigentümlicher Entschiedenheit im Tone: „Und ich habe meinen Mann doch lieb!“

„Ja . . . ich verstehe nicht —“

„Ach, lassen wir das, Detlev!“

Es war heute gegen Abend gewesen, als die stille, kleine Universitätsstadt widerhallte von Trompetensignalen, Trommelwirbeln, Soldatentritten und Pferdehufen. Den ganzen Tag über hatte die Umgebung das Bild

des Krieges im Frieden gezeigt, nun waren die Truppen ins Quartier gerückt, um morgen mit dem frühesten aufzubrechen zum Weitermarsch. Leutnant Detlev v. Rottach war in das Haus des Professors Paul Römer gewiesen worden und hätte bei der bekannten Milde und Menschenfreundlichkeit des schon bejahrten Professors auf eine gute Aufnahme zählen dürfen. Nun fügte es aber noch der Zufall, daß der Einquartierte in der jungen Frau des Hauses eine Gespielin seiner Jugend, eine Art Base, und den Gegenstand seiner heimlichen schwärmerischen Knabenliebe wiederfand. Sie waren früh einander aus dem Gesicht gekommen. Ihn hatte man in die Kadettenanstalt getan, und Kläre war bald nach Detlevs Weggang in ein Pensionat gebracht worden. So hatten sie die süße Kinderträumerei beiseite gelegt, wie sie ihre Kindersachen abgetan hatten.

Aber während Kläre v. Stadinger kaum noch ein Rest des Gedenkens übrig geblieben, konnte in Detlevs Herzen die Erinnerung an den süßen Blondkopf Kläres nicht sterben. Doch er hatte sie längst völlig aus den Augen verloren. Nun fügte es der Zufall, daß die Manöverfahrt ihn in dieses Haus führte, wo er in der jungen Frau, die für die nächsten Stunden seine Wirtin sein sollte, den Gegenstand seiner Kinderschwärmerei wiedererkannte.

Der Professor war entzückt von dem glücklichen Zusammentreffen und glaubte sich um so leichteren Herzens zurückziehen zu dürfen, als er sich für Kläre aus der Unterhaltung mit dem lieben Jugendgespielen einen unterhaltsamen Abend versprach. Obwohl er seine Frau, die er geheiratet hatte, als sie erst achtzehn und er bereits sechsundvierzig Jahre zählte, mit grenzenloser Verehrung liebte, kam ihm doch manchmal der leise Selbstvorwurf, den großen Altersunterschied nicht

genügend beachtet zu haben. Und manchmal kamen ihm solche Gedanken über die Lippen, und er sprach davon. Aber wenn er dann seine liebe, kleine, kluge Frau so verständig und so zärtlich reden hörte, dann beruhigte er sich und glaubte daran, daß Kläre ganz glücklich war.

Und in der Tat, was hätte ihr denn zu einem vollständigen Glück noch fehlen sollen? Sie besaß einen Mann mit klangvollem Namen, eine Zierde der wissenschaftlichen Welt, einen Mann von schöner, sympathischer Erscheinung — das leichte Grau, das in den letzten Jahren Kopf und Bart überflogen, stand ihm wirklich ganz ausnehmend gut — einen Mann mit dem edelsten Charakter, der sie herzinnig liebte und keinen lebhafteren Wunsch hatte, als sie recht glücklich zu machen — was wollte sie also mehr? Sie sagte es sich oft genug vor.

Und doch kam zuweilen in stillen Stunden das Gefühl einer Leere, einer Öde über sie, daß sie zusammenschauerte.

Aber sie suchte dieser gefährlichen Empfindung Herr zu werden, indem sie sich zu ihm flüchtete. Und er war zärtlich und liebevoll zu ihr und ließ sie teilnehmen an seiner Freude über das Fortschreiten des Werkes über altbaktrische Dialekte. Kläre war ein wissenschaftlich gebildetes Mädchen; aber im Grunde genommen war ihr dieses Herumstöbern in alten Sprachüberbleibseln recht gleichgültig. So kam es, daß sie von der Tafel, an der sie sich zu sättigen hoffte, hungriger aufstand, als sie sich niedergelassen.

Nun tauchte mit einem Male blitzartig, wie es das Schicksal zuweilen liebt, der Jugendfreund in ihrem stillen, engen Kreise empor. Alte Erinnerungen wurden lebendig; alte Bilder gewannen neue Gestalt; alte, nie

ganz eingeschlafene Sehnsucht loderte in hellen, mühsam unterdrückten Bränden auf — eine heiße, verhaltene Erregung ging durch ihr ganzes Wesen, so wie eine Magnetnadel in vibrierende Unruhe gerät, sobald ein fremder Magnet in ihre Nähe kommt. Und von all diesem Wirbel der Empfindungen und Träume hatte ihr Gatte keine Ahnung. Er glaubte seiner kleinen Frau noch besonders entgegenzukommen, wenn er sie auf etliche Stunden ihrem Jugendgefährten überließ, um sich selbst desto ungestörter in die altbaktrischen Sprachwurzeln vertiefen zu können. Und gerade heute hätte Kläre viel darum gegeben, wenn der Gatte in ihrer Nähe geblieben wäre, wenn sie mit Stolz hätte zeigen können: Sieh, so liebt er mich, und so liebe ich ihn!

Sie bedurfte dieses Stolzes und eines gewissen Zurschaustellens, um sich über jene leere Stelle in ihrem Innern hinwegzutäuschen.

Und nun ließ er sie allein! Nein, schlimmer als das — mit Detlev zusammen, mit dem Teilnehmer an ihren Kinderspielen, mit ihren Erinnerungen und ihren Hoffnungen!

Sie war ernstlich voll Unmut. Begriff er denn gar nicht? War er seiner Sache so sehr sicher? Fürchtete er gar nichts? Oder hatte das alles wenig Wert für ihn?

Sie schritt jetzt an dem jungen Manne vorüber der Tür zu, die sich auf einen Gartenbalkon öffnete. Eine milde Herbstluft strömte herein mit dem narkotischen Dufte von moderndem Laub. Der Leutnant vermied es, die junge Frau anzusehen; seine Blicke irrten auf dem Fußboden und auf der Tafel umher, als scheuten sie sich, sich unverhüllt zu zeigen.

„Du wirst dich nach Ruhe sehnen, Detlev. Das Mädchen soll —“

Sie griff nach der Klingel. Aber er legte seine Hand auf die ihre und sah Kläre flehend an.

„Bitte nicht, Kläre! Ich war müde, als ich kam. Aber jetzt kann ich an Schlafen oder auch nur an Einsamkeit nicht denken. Laß mich noch bei dir bleiben, ein wenig mit dir plaudern ... von vergangenen Zeiten."

Sie warf einen streifenden Blick auf ihn und errötete, da sie den brennenden Ausdruck seines Auges sah.

„Wie schön hätte alles sein können!" fuhr er mit weicher Stimme fort.

„Nein, nicht davon! Bleib, aber laß uns davon sprechen, wie schön alles geworden ist."

Das Mädchen kam und räumte die Tafel ab. Kläre war unterdes auf den Balkon hinausgetreten, und Detlev v. Rottach hatte sich zu ihr gesellt.

Gedankenvoll starrte sie in die dunklen Kronen des Gartens hinaus. Über ihnen schimmerte mondlos, aber sternenhell der nächtliche Himmel. Der Jugendfreund stand neben ihr und hielt ihre Hand mit bebenden Fingern umschlossen.

„Warum mußte das alles so kommen, Kläre?" kam es leise von seinen Lippen. „Weißt du denn nicht, hast du denn nie gewußt, wie sehr ich dich geliebt habe? Wie dein süßes Gesicht noch niemals aus meiner Seele gewichen ist?"

„Du darfst nicht so reden, Detlev!"

„Du bist nicht glücklich, Kläre —"

„Ein vollkommenes Glück, Detlev, wird man wohl auf Erden vergebens suchen. Aber ich bin glücklich an der Seite meines Gatten."

„Kläre, du willst mich und dich belügen!"

Sie wollte erst eine scharfe Entgegnung geben, hielt aber an sich und schwieg eine Weile. Dann schlug ihre Stimmung um.

„Es kommt ja doch nur darauf an, daß man sich

für glücklich hält. Und wenn jemand sich glücklich glaubt ... ist es dann nicht ein großes Unrecht, ihm die Augen zu öffnen und ihm den Glauben an sein Glück zu zerstören?“

„Kläre! Wenn ich noch hätte zweifeln dürfen, ob du glücklich seist — nun kann ich es nicht mehr. Ein junges, schönes, temperamentvolles Weib, das so schrecklich vernünftig spricht, will die Fugen und Risse in seinem Innern verstecken. Schon das macht mir Schmerz, daß deine Ehe dich so schrecklich vernünftig gemacht hat. Wo ist die fröhliche, sorglose, genießende Kläre geblieben? Nun finde ich ein reflektierendes Weib, und ich soll ihr glauben, daß sie sich glücklich fühle.“

„Du hast kein Recht, so zu sprechen.“

„Nein. Aber sagen darf ich von den süßen Träumen und Hoffnungen des halben Knaben, die auch bei dem Mann nicht andere geworden sind; sagen darf ich, was ich Süßes ersehnt und Qualvolles erlitten habe, wie ich mein Leben hingegeben hätte, um meine Kläre ganz unaussprechlich glücklich zu sehen.“

„Ich bin glücklich,“ sagte sie mit fester Stimme. Und doch war ein elegischer Ton darin.

„Aber ich nicht,“ erwiderte der Leutnant ein wenig brüsk.

Sie sah überrascht zu ihm auf. „Hattest du mir je Hoffnung gemacht, daß du mir jetzt Vorwürfe machen könntest?“

„Hoffnungen? Ich habe sie gehegt; aber wie hätte ich von ihnen reden dürfen, da ich doch nichts auf der Welt mein nannte, das ich dir hätte zu Füßen legen können!“

Kläre reichte dem Vetter die Hand. „Laß gut sein, Detlev. Das Schicksal hat gesprochen, und ich darf nicht klagen über das Los, das mir zufiel. Laß uns von anderen Dingen reden oder laß uns scheiden.“

Er mochte nichts vom Scheiden hören. Nur noch ein Stündchen mit ihr zusammen sein — ein Stündchen!

Vermutlich sehr früh würde das Signal zum Weitermarsch rufen, und wer weiß, ob er sie dann im Leben noch einmal wiedersehen würde!

So standen sie, auf die Brüstung des Balkons gelehnt, starrten hinaus in den nächtlichen Garten und sprachen von den fernen Tagen der Kindheit. Und als eine von den vielen Pausen eintrat, in denen sie fürchteten, ihre Gedanken weiter zu denken, blickten beide in den Himmel empor, wo Stern sich an Stern reihte. In demselben Augenblicke schoß ein Meteor aus den nachtdunklen Tiefen, mit flammender Helle die Sterne um sich her erbleichen lassend. Gleich darauf war es erloschen, und der Himmel funkelte in schweigender Majestät wie sonst.

Kläre hatte den erstaunten, fragenden Blick auf den Jugendfreund gerichtet. „Hast du gesehen?“ stand unausgesprochen in ihrem Auge zu lesen.

Auch er sah sie an und deutete mit dem Kopf nach oben. „Das ist meine Liebe,“ sagte er einfach.

Ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust.

„Kläre!“

Sie schwieg.

Er legte seine Hand auf ihren Arm. „Kläre!“

Da rann ein lauer Tropfen auf seine Hand.

„O Kläre!“ rief er zum dritten Male. „Sprich doch nur ein einziges Wort zu mir! Laß mich nicht so von dir gehen! Nur ein süßes Wort, ein flüchtiges Glück, so strahlend schön wie eben das Meteor —“

Er legte den Arm um sie und neigte sein Gesicht über das ihre. Sie aber drängte ihn zurück, heftig, ungestüm. „Was tust du, Detlev?“

Da plötzlich drangen langgezogene Trompetentöne durch die feierliche Stille und gleich darauf wie aus allen Winkeln der Stadt laute, rasselnde Trommelwirbel.

Erschrocken hatte sich die junge Frau aufgerichtet.

„Was ist das?"

„Alarm," sagte er. „Ich muß fort."

„Jetzt?"

Sie griff ängstlich nach seiner Hand.

„Ja. Vermutlich ein Nachtmarsch, um dem Gegner zuvorzukommen. — Kläre, ich gehe ... und wer weiß ... ob — Kläre!"

„Detlev!"

Sie lag in seinen Armen und schaute glückselig zu ihm empor. Zwar beugte er sich herab, sie zu küssen; aber sie wehrte mit der Hand ab. Da küßte er sie auf das seidige Blondhaar.

Nun richtete sie sich wieder auf. Aus einem Nebenzimmer trat auch der erstaunte Professor.

„Müssen Sie schon fort, Herr Leutnant?"

„Ja, Herr Professor. Das ist Soldatenlos. Keine Rast und kein Glück —"

„Eh," meinte der joviale Herr, „der Soldat nimmt sich sein Glück, wo er es findet. — Mit Gott, lieber Freund!"

Ein Weilchen später saß Kläre neben dem Schreibtisch des Professors und hörte auf seine geistreichen Ausführungen über die altbaktrischen Sprachwurzeln.

Hörte ...? Ach, ihre Gedanken waren weit weg von hier, so daß es auch ihrem Gatten auffiel.

„Armes Kind," sagte er, „nun bist du auch um den schönen Abend mit deinem Vetter gekommen! Du hattest dich gewiß recht sehr darauf gefreut. — Übrigens, Kind, ich glaube, du hast deine Schleife aus dem Haar verloren. Du hattest doch bei dem Abendessen eine Schleife im Haar?"

„Ja, ich glaube," entgegnete sie müde. „Sie wird wohl irgendwo im Speisezimmer liegen."



Auf der Alm.

Ein Kulturbild aus Oberbayern. Von Ernst Heidrich.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als vor fünfzig Jahren die Münchner Schriftsteller Ludwig Steub und Hermann Schmid als wanderfrohe Pfadfinder in die Alpenwelt Oberbayerns und Tirols hinaufzogen, berührte sie das Volksleben in den Bergen wie eine neue Entdeckung. Das Entzücken, mit welchem sie die Blicke an der weltentrückten Urwaldsfrische und himmelhohen Felsenherrlichkeit des Alpenhochlands weideten, sog auch Nahrung aus der urfrischen, kraftvollen Art seiner Bewohner, die schlicht und einfach, doch nicht ohne Wohlstand, nach der Sitte der Väter in ihren Tälern dahinlebten. Fest und stet am Herkommen haltend, im täglichen Kampf mit den Schwierigkeiten des bergigen Terrains und den Unbilden des Alpenklimas, betätigten diese Gebirgsbauern eine landwirtschaftliche Kultur, die sich vortrefflich auf die Ausnutzung des Geländes zum Vorteil der Viehzucht verstand. Sie erschienen bei ihrer Lebensführung viel zufriedener, glücklicher, gesünder und freier als die Leute in der Stadt.

Meist von kräftigem Wuchs und wohlgestaltet, die Mädchen oft von seltener Anmut, offenbarten sie in ihren Trachten von Tal zu Tal Geschmack und Farbenfreude und in der Einrichtung der Häuser und Ställe in Dorf und Gehöft ebensoviel Sinn für Ordnung und Sauberkeit. Der Besitz von stattlichen Herden und großen, noch geschonten Wäldern war für die Großbauern und Gemeinden, zumal in den Vorbergen, eine Quelle wachsenden Reichtums, der sich auch äußerlich zeigte, zum Beispiel in den seidenen Tüchern und dem reichen Silbergehäng um den Hals und am Mieder der Frauen und Mädchen, an den Sonntagsröcken der Männer mit den Silbergulden als Knöpfen, in der großartigen Gastlichkeit bei Hochzeiten und Kindtaufen, die sich im Aufwand für Speise und Trank nicht genug tun konnte, in dem Schmuck der Kirchen und Grabstätten. Eine Menge festlicher Bräuche, die das Einerlei der Arbeitswochen häufig genug unterbrach, gab dem bäuerlichen Leben Glanz und Reiz, und in ihnen äußerte sich die gesunde Kraft, die naive Frische, der natürliche Frohsinn der Leute so eigenartig und anziehend, daß gerade ihre Schilderung zur Hauptsache wurde in den ersten Versuchen, das Volksleben in den deutschen Alpen poetisch darzustellen.

Lange hat der festliche Hall, der sich aus Zitherklang und Schuhplattlgedröhn, Jodelruf und Schnadahüpflgesang zusammenwebt, den Ton in der schnell anwachsenden Literatur angegeben, deren erste Gaben die Reiseschilderungen und Erzählungen der oben genannten Münchner Schriftsteller waren. Diese Neigung, das Volksleben in den Bergen in festlicher Stimmung und gewissermaßen „im Sonntagsstaat“ darzustellen, ging auch auf die Maler über, die gleichzeitig in der Alpenwelt eine Fundgrube für die reizendsten Genremotive

erkannten. War ja doch das Sonntagskostüm der Burschen und Dirndln, der Bauern und Jäger weit malerischer als ihr Alltagsgewand, und brachte doch



Früh am Morgen.
Nach einem Gemälde von A. Müller-Lingke.

das Leben am Festtag und am Feierabend erst all die Bräuche und Sitten zur Entfaltung, die dem Volkstum inmitten der Alpenberge für das Auge seinen künstlerischen Reiz verleihen!

Besonders auch das Sommerleben auf der Alm ist in Wort und Bild, in Singspielen und Lustspielen vornehmlich von seiner „Sonnenseite“ dargestellt worden, und diese Einseitigkeit entspricht auch heute noch der Vorliebe des großen Publikums in den Städten, das seine Ferienzeit am liebsten in den deutschen Alpen verbringt. Wie der von seiner Sommerfrische im Gebirge Heimgekehrte viel lieber an die Sonnentage als an die Regentage zurückdenkt, wie in ihm jene Eindrücke am tiefsten haften, die ihm die Schönheit des Hochgebirgs in ungetrübter Reinheit offenbarten, so hegt er auch am liebsten jene Reiseerlebnisse im Gedächtnis, die der schönen Alpennatur so recht entsprachen. Heute zählt die Menge der Alpenfreunde im Norden und Süden des Vaterlandes, die selbst schon ab und zu in einer Sennhütte weilten und dort gastliche Aufnahme fanden, nach Hunderttausenden; diese alle wissen recht gut, daß die Sennerinnen, die da droben in Alpeneinsamkeit zusammen mit dem oft schon recht ältlichen „Hüterbub“ die Herden weiden und Milchwirtschaft betreiben, keineswegs alle so bildsaubere Dirndln sind, wie sie sich auf den anmutigen Bildern von Meistern wie Defregger, Matthias Schmid, Müller-Lingke, Prölß, Rau, die das Almerleben schildern, gemalt finden. Aber anderseits muß einer, der viel in die Berge kommt, schon ein ganz besonderes Pech gehabt haben, wenn er immer nur auf häßliche Weiber in den Sennhütten gestoßen ist, in häßlicher Kleidung, wie es ja vorkommt, und er sich wirklich aus Überzeugung der pessimistischen Ansicht anschließt: alle Sennerinnen seien alt und häßlich. Es gibt halt auch heute noch ganz bildsaubere Dirndln da droben in aller Wirklichkeit! Und natürlich suchen sich die Herren Maler nicht gerade die häßlichen zu Modellen heraus.

Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte.

Wie sich Schön und Häßlich in dieser Frage berühren und vermischen können, erlebte ich einmal in Gesellschaft einiger Maler auf einer Alm, die ein paar Stunden von Mittenwald hoch in den Jagdrevieren des Großherzogs von Luxemburg liegt.



Der König der Alm.

Als wir mit frohem Jodelgruß der Sennhütte uns näherten, kam keine Antwort zurück. Wir glaubten schon, die Sennerin sei nicht daheim, vielleicht auf der Suche nach einer Kuh, die sich zwischen den Felsblöcken verlaufen, da trat hinter der Hütte eine Weibsperson vor und auf uns zu, deren Anblick uns schier entsetzte. In einer

weiten grauen Zwilchhose, die von Kot starrte, bauschten sich die hineingeschobenen Röcke. Das „Leibhansl“, die ärmellose Unterjacke, war vielfach geflickt; hier und dort saß in dem verschossenen hellblauen Leinenzeug ein viereckiger Einsatz von dunklerer Färbung. Das schweißtriefende erhitzte Gesicht, um das sich liederlich ein paar aufgegangene Haarsträhne ringelten, gestattete keinen rechten Schluß auf das Alter der Dirn, deren Wuchs übrigens nicht uneben war. Ihrem Aufzug entsprach der kottriefende Reisigbesen, auf den sich die Sennerin stützte, während sie uns mit kurzem Gruß auf unsere Frage nach Milch und sonst einem Imbiß den Bescheid gab, wir müßten halt warten — in einer Stunde möchten wir wiederkommen! In hohem Grade enttäuscht, wollte die Mehrzahl von uns schon weiterziehen, da hielt uns einer der Maler davon zurück.

Er war der Sennerin mit den Blicken gefolgt. „Paßt auf,“ rief er, „wie sich dieser „Drache“ herausmachen wird, wenn er sich wäscht und kämmt und uns zu Ehren das Festgewand anlegt!“

Wir blieben, und er behielt recht.

Es war großes Stallreinemachen an dem Tag gewesen. Für dieses schmutzigste der Geschäfte hat die Sennerin die gräuliche Zwilchhose in Bereitschaft, zur Schonung der Röcke. In einer solchen würde ja selbst Aphrodite jeden Reiz verlieren.

Als die Lisei uns dann mit hellem Juhschrei heranrief — wir hatten uns in der Nähe auf einen Felsblock im Tannenschatten gelagert — trauten wir kaum unseren Augen. Weiße Hemdärmel über den runden blanken Armen, den Zopf schön aufgesteckt unter dem grünen Hut mit der Goldschnur, im festgeschnürten Mieder ein paar frischgepflückte „Bleameln“, auf den roten Lippen ein frohes „Grüß enk Gott!“ das war wirklich eine „bild-

saubere Dirn" vom Kopf bis zum Fuß! Und wie schmeckte uns dann die Milch aus den groben Holznäpfen, die auch blitzblank von ihrer fleißigen Hand gehalten waren! Wie schmuck sah die Lisei aus, als sie drin in der „Kuchel" auf dem Herd uns den gold-



Melken auf der Weide.

gelben Eierschmarrn schmelzte, der uns dann draußen vor der Hütte besser mundete als die ganze lange Table d'hote eines Gasthofs! Ungern schieden wir. Beneidenswert schien uns der Bursch, von dem sie uns unter lautschallenden Jodlern nachsang:

„Und am Samstag, versteht's mi,
Da kimmt auch mei Bua,

Und der jodelt so fein
Und schlagt Zither dazua!“

Ja, die Sennerin auf der Alm hat ein ordentliches Stück Tagwerk zu verrichten; das Hantieren am Herd und das Strümpfestricken auf der Bank vor der Tür ist nur ihre Erholung, und auch die trauliche Liebesidylle, die sich für so manche Dirn als Trost aus dem Leben in hoher Alpeneinsamkeit ergibt, kann gar leicht durch die Eifersucht gleichzeitiger Bewerber, durch die Zufälligkeiten des beständigen Kampfes zwischen Jägern und Wildschützen, Grenzern und Paschern eine ernste, ja tragische Wendung nehmen.

Längst ist auch diese Seite des Älplerlebens von berufenen Dichtern mannigfach dargestellt worden, und schon die oben genannten haben damit begonnen, zu zeigen, welche schweren Konflikte sich aus den sozialen Gegensätzen ergeben können, die das scheinbar so fried-lich-heitere Leben der Alpenbewohner zerklüften. Anzengruber und Rosegger, Ganghofer, Maximilian Schmidt und andere haben in ergreifenden Dramen und Romanen geschildert, wie viel Herzeleid den alten Erbverhältnissen und Rechtsanschauungen entspringt, welche anderseits dafür sorgen, daß die großen Hofgüter nicht zerstückelt werden, die in vielen Alpengegenden den festen Hort des Wohlstandes bilden. Auch die Wissenschaft hat sich mehr und mehr mit diesen eigentümlichen volkswirtschaftlichen Verhältnissen beschäftigt und dabei jene Zustände nach ihrem Herkommen untersucht, auf denen das Alprecht beruht, und nach denen das Sennerleben auf der Alm sich regelt.

Die Sitte, im Frühling das Vieh aus den Alpentälern auf die Höhen zu treiben, wo ohne besondere Kultur Futtergras und die würzigsten Futterkräuter wachsen, ist uralt. Nach den Forschungen von Hartwig

Peetz lebten die ureingesessenen Bewohner unserer Hochgebirge ohne abgesondertes Privateigentum und ohne feste Wohnsitze im Bereiche der Almen; als Nomaden ließen sie ihre Herden dort weiden, wo sie das beste Futter fanden. Der Senior der die Weiden benutzenden Familien führte die Oberleitung ihrer gemeinsamen Alpwirtschaft, und von diesem patriarchalischen „Senior" leitet Peetz den Na-



Einkehr in der Alphütte.

men „Senn" her. Schmeller, Grimm und andere Sprachforscher lassen dagegen den Namen „Senn" aus sahn (Sahne, Rahm) entstehen. Heutigentags heißen der Knecht und die Dirn, welche auf der Alpweide den Sommer hindurch das Geschäft der Butter- und Käsebereitung versehen, Senner und Sennin; auch Sender und Senderin, Sennerin. In Oberbayern, wo die Milchwirtschaft fast ausschließlich den Dirnen über-

tragen ist, gibt es nur auf ganz großen Almen, wo nach Schweizer Art Käse bereitet wird, Sennen; sie werden auch „Stotzen“ genannt.

Maximilian Schmidt hat in einer Darstellung dieser Verhältnisse darauf hingewiesen, daß jener „Senior“ der alten Alpenhirtenvölker bis zum heutigen Tag sich im östlichen Gebirge Bayerns auf jenen Almen, die mehrere Besitzer haben, in dem „Almherrn“ erhalten hat. Die freie Benützung der Almweide hat längst aufgehört. Manche Alm gehört zum Anwesen eines einzigen Grundbesitzers; an anderen Weiden haben zwei bis zehn Bauern Besitzrecht, wieder andere werden von dem gesamten Vieh einer Gemeinde beweidet.

Das Recht zur Almbenützung heißt Auftriebsrecht, Almenrecht, Alprecht. Nach diesem Rechte bestimmt sich die Anzahl des Viehs, welches jedes Haus zur Almweide bringen darf. Es wird von jedem Stück eine kleine Steuer erhoben und streng darauf geachtet, daß nicht mehr Vieh zur Weide getrieben wird, als der Boden zu ernähren vermag. Das Vieh muß vollkommen gesund sein, die Rosse unbeschuht, das heißt ohne Hufeisen. Der Stier soll zwischen den Vorderfüßen mit einem Prügel behangen sein und ein Seil am Horne tragen, zum Anfassen, um ihn zu lenken, worauf nicht immer geachtet wird.

Wo die Würde des Almherrn besteht, wechselt sie nach einem bestimmten Turnus unter den Alpberechtigten der betreffenden Weide. Der Almherr führt die Aufsicht über die Alpwirtschaft. Er hat zu sorgen, daß Weiden und Wege und Brunnen in gutem Stand bleiben. Er bestimmt auch den Tag des Auftriebs. Die Almherren sind die obersten Richter in Almstreitigkeiten, die sie an einem eigens hierzu bestimmten Tag, gewöhnlich am Jakobstag, nach altem Brauch im sogenannten „Almenrecht“ schlichten.

Die weitergehende Oberaufsicht über Grund und Boden auf den Bergen wird von den Forstbeamten ausgeübt; auf Gemeindealpen übt sie der Ortsvorsteher.



Im Vorübergehen.
Nach einem Gemälde von E. Rau. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

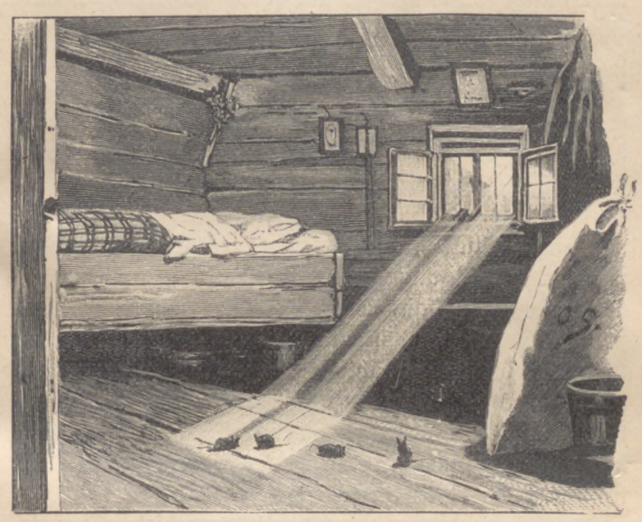
In jeder Gemeinde treten die Weideberechtigten zusammen und verpflichten sich, denjenigen, dessen Vieh auf der Alm verunglückt ist, durch eine Vergütung möglichst schadlos zu halten. Der Viehstand bildet ja,

abgesehen vom Wald, den einzigen Reichtum des Bauern im Gebirge; nach der Beschaffenheit des Viehs taxiert man den Besitzer. Kein Wunder also, wenn alles Denken und Trachten von jung und alt das ganze Jahr über nur auf Stall und Alm gerichtet sind.

Sehr hübsch hat Karl Stieler in einem seiner „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen" dieses Verhältnis des Gebirgsbauern zu seinem Vieh charakterisiert. Es wohnt unter einem Dache mit seinem Besitzer, es gibt der Arbeit, der Dichtung, der Sage hundertfältige Motive, es ist eine unentbehrliche Staffage für unser Hochland. Man fühlt es im Winter, wo alles Vieh tief in den Ställen steht, wie leblos da die Landschaft wird, wenn kein Geläut mehr klingt über die grüne Halde. Wie schön ist es dafür im Herbst, wenn das goldene Laub der Bäume sich abhebt von den blauen Bergen, wenn auf den umzäunten Wiesen die Nebel ziehen, und wir sehen die großen Herden weiden — wie wandelt sich da jede Gruppe von einem Bilde ins andere; man fühlt gewissermaßen dem Tiere nach, wie wohlig ihm das Leben in freier Natur ist, und darum, nicht nur durch seine malerischen Formen, belebt das Tier im tieferen Sinne die Landschaft. Und wenn's schon drunten im Tale so lustig ist, um wie viel lustiger ist es erst droben auf der Alm; in der wehenden Luft, in der schrankenlosen Freiheit!

„Und lusti' is almerisch,
Almerisch bin i;
Und z' Alm ob'n san frische Leut,
Dös sag' enk i.
Und z' Alm ob'n is lusti',
Da greint oan nem'd aus;
Der Hüterbua derf nit,
Und der Bauer is z' Haus."

Die Sennerin hat freilich keinen Herrn hier oben, aber der eigentliche Herr ist dafür — das „Viech“. Das muß zuerst verpflegt und versorgt sein, bevor man an sich selber denken kann, und wenn der „Bua“ heraufkommt am Samstag abend, so muß er warten, bis



Der Sennerin Schlafgemach.

Futter und Streu in Ordnung ist. Zuerst kommt das Vieh, dann kommen die Leute — das ist nun einmal so hergebracht in der bäuerlichen Hierarchie. Wo man einen schweren Schlag Vieh auf die Almen treibt — wie er sich zum Beispiel aus der Kreuzung der Pinzgauer und Simmentaler Rasse ergab — da kommen sogar die Kühe zum Melken nicht an die Hütte, sondern die Sennerin muß ihnen nachgehen, wo sie eben weiden, und sie nimmt willig den Weg auf sich, um ihn den braunen Honoratioren zu ersparen.

Im Frühjahr, wenn die Herde zum ersten Male ins Freie kommt, gibt es in der Regel ein gewaltiges Kampfspiel. Das drängt und stürmt hinaus, daß die Türen des Stalles fast brechen; dann geht der Stier auf jedes einzelne Stück der Herde los und verteilt martialische Rippenstöße, um seine Meisterschaft und Autorität zu erhärten. Ist das geschehen, so fangen die Kühe untereinander zu kämpfen an, bis sich erwiesen hat, wer die Stärkste von ihnen ist — wer „Hagmoar" ist, lautet der dialektische Ausdruck; diese erhält sodann als Leitkuh die große Glocke, und ohne Widerstand fügen sich ihr die anderen.

Ein besonders breiter Riemen, den die Sennerin mit einer Stickerei verziert hat, trägt diese Glocke, welche die der anderen Kühe übertönt. Wenn die Sennerin um Anfang Mai „zur Alm fahrt", schreitet sie in ihrem Sonntagsstaat neben der Leitkuh her. Der Hüterbub bildet den Schluß des Zugs, aber er braucht kaum eines der Tiere anzutreiben: sie wissen, daß es hinauf auf die Alm geht, zu dem frischen, honigduftenden Futter, hinauf in die Freiheit, und deren Wert weiß auch das Vieh zu schätzen.

Früher war es im bayrischen Alpengebiete allgemein Sitte, daß eine der jüngeren Töchter des Hofbauern oder aus der Gemeinde den Dienst auf der Alm übernahm. Seitdem ist auf manchen Höfen die Erziehungsweise eine andere geworden; die Stadt mit ihren Vergnügungen hat auch bei Ärmeren ihre Anziehungskraft auf die Mädchen geltend gemacht, und viele Jungdirnen gehen lieber dorthin in Dienst, nicht selten als Kellnerinnen. So kommt es, daß in der Tat die jungen schneidigen Almerinnen rarer geworden sind und oft ältere Mägde von bedeutender Häßlichkeit den Dienst versehen.

Der Almdienst gilt für leichter als der Sommerdienst unten in Feld und Hof. Aber diese „Leichtigkeit“ des Dienstes ist ein sehr relativer Begriff. Der Almdienst



Beim Buttern.

fordert Kraft, Mut, unverdrossene Arbeitsamkeit, Sinn für Ordnung und Sauberkeit. Die Sennerin muß wie der Hüterbub — meist ein wohlerfahrener Knecht vom Hof des Besitzers oder von einem der Bauern der Alp-



Auszug au die Hochalm.

gemeinde — immer bereit sein, einem in Gefahr geratenen Tier in Sturm und Wetter, über Klüfte und Schrunden furchtlos Hilfe zu bringen. Aber das Leben im Freien, in der herrlichen Luft der Alpen, inmitten der grünen Wiesen, vor allem die Selbständigkeit, mit welcher die Sennerin in ihrer Hütte und auf der Alm innerhalb ihres Pflichtenkreises schalten und walten kann, sind freilich auch große Annehmlichkeiten.

Der Hüterbub ist ihr unterstellt, seine Obliegenheiten sind wie die ihrigen vom Herkommen streng geregelt. Er, der keine besondere Kammer und kein Bett hat, sondern im Verschlag unterm Dach der Hütte, am „Dullei“, auf dem Heu schläft, hat noch bei Sternenschein, im Hochsommer Morgens um zwei Uhr, die Arbeit zu beginnen. Er hat das Melkvieh zum Melken vor die Hütte zu bringen oder wenigstens so zusammenzutreiben, daß die Sennerin dies Geschäft ohne zu viel Zeitverlust auf der Weide verrichten kann. Während die Sennerin melkt, bereitet er sich sein einfaches Frühstück drin in der Kuchel auf dem Herd. Nach dem Melken treibt er das Milchvieh zurück und sieht zu, daß von der übrigen Herde kein Stück abhanden gekommen ist, auch droben auf den Jöchern, wo die Schafe und Ziegen weiden. Die Sennerin kocht sich inzwischen auf dem Herd ihre Morgensuppe, bringt in Kuchel und Kammer alles in Ordnung, buttert und käst und bereitet dann das Mittagsmahl für sich und den Hüter. Erfinderisch ist sie dabei nicht; es sind im ganzen wenig Speisen, die sie aus Milch, Mehl und Schmalz zu bereiten versteht. Aber eines unserer Bilder (siehe Seite 173) zeigt, wie der Verkehr mit den Touristen auch in dieser Beziehung fördersam einwirken kann; das fesche Dirndl, das dort eben die von einem der Gäste zubereitete Speise kostet, sieht wahrlich nicht



Feierabend.

ungelehrig aus! Nach der Mahlzeit geht es ans Reinigen der gebrauchten Geräte.

Die „Kuchel“, der Hauptraum der Hütte, erhält

ihren Charakter durch den großen, doch niederen, für die Butter- und Käsebereitung eingerichteten Herd, der sich immer an der Süd- oder Südwestseite befindet, und den das „Herdbäuml" als Bank umgibt. Von der Wand ragt die bewegliche „Kesselhäng", ein Kran, an welchem der Käskessel hängt. Was sonst in der Küche sich befindet, dient, außer dem einfachen Kochgerät und Eßgeschirr, gleichfalls der Butter- und Käsebereitung. Die Milchkammer liegt neben der einfachen Schlafkammer der Sennerin, deren Bettstatt eine Schublade hat, in welcher sich ihre Siebensachen befinden. An der Tür zur Milchkammer lehnt der Salzsack. In dieser läuft ein Gestell an der Wand entlang mit Regalen für die gefüllten Milchgeschirre. Hier befinden sich die Kästen für Mehl und Brot, auch die Krachse, auf welcher die Sennerin die Erzeugnisse ihrer Milchwirtschaft zu Tal trägt, hat hier ihren Platz; wird dieser Verkehr durch ein Saumroß bewirkt, so werden dabei zwei Butten benützt, die man dem Pferd zu beiden Seiten über den Sattel hängt.

Das Äußere der Hütte, die keinen Kamin hat, und deren flaches, nach allen Seiten vorspringendes Schindeldach mit großen Steinen beschwert ist, damit der Sturm die Schindeln nicht abdeckt, ist von uralter Bauart. Die niedrigen Wände ruhen auf einem Unterbau von Steinen und sind aus geschälten, unbehauenen Fichtenstämmen aufgeführt, die an den Ecken zusammengepaßt sind. An einer Seitenwand der Hütte ist das Brennholz sauber aufgeschichtet; große, obenauf gelegte Stücke Baumrinde dienen zum Schutz vor dem Regen. Hinter der Hütte befindet sich der „Stall", der mit behauenen Baumstämmen „gedillt" ist. Er bietet dem Rindvieh und den Pferden bei heftigem Unwetter eine Zuflucht. Schafe und Ziegen bleiben auch dann auf ihren Jöchern.

Sind Schweine auf der Alm, so ist für sie ein Kofen neben der Hütte errichtet. Die Mast mit Abfällen der



Touristenkoch auf der Alm.

Milchwirtschaft ist sehr lohnend. Da das viele Herumtreten des Viehs vor der Hütte den Boden oft in ein Kotmeer verwandelt, läuft rings um sie her eine feste

Diele, die „Gred“. Auf der „Gredbank“ vor der Tür verbringt die Sennerin bei guter Witterung die Nachmittagsstunden mit Buttern, Stricken und allerlei Nadelarbeit, wenn sie es nicht vorzieht, sich weiter draußen im Freien ein Arbeitsplätzchen zu suchen. Auf der Gred empfängt und bewirtet sie am liebsten die Touristen, die bei ihr um eine Milch und eine freundliche Ansprache Einkehr halten; unser Bild „Auf der Alm eingeregnet“ (Seite 175) zeigt eine ganze Familie, die samt ihrem Führer auf der Gred einer Almhütte während eines jähen Regengusses Zuflucht gefunden hat; die Sennerin (rechts) holt Holz zum Heizen, denn in der Kuchel auf dem Herd soll nun ein „recht heißer“ Kaffee gekocht werden. Auf der Gred versammeln sich aber auch die Nachbarinnen zum Heimgarten; hier singt die Sennerin zur Zither oder zur Gitarre, wenn ihr der Herzensschatz Gesellschaft leistet.

An Sonn- und Feiertagen wird dieser Vorplatz oft zum Mittelpunkt fröhlicher Zusammenkünfte von Holzern und Jägern aus der Gegend und den Dirndln aus dem Tal; unter Jauchzen und Singen wird dann zur Zither getanzt. Besonders hoch her geht es auf den Almen am Johannistag, wenn Abends die Sunnwendfeuer von Berg zu Berg ihre Flammengrüße senden, und am „Almkirta,“ dem Sonntag vor Bartholomäi.

Bei schlechtem Wetter verbringt die Sennerin die meiste Zeit in der Hütte, und es ist erstaunlich, wie viel Festlust der kleine Raum zu umfassen vermag, wenn an Feiertagen das Tanzen draußen im Freien unmöglich wird. Jede Sennhütte hat ihren Platz auf einer grünen, sonnigen Halde. Selten steht sie ganz allein in der Gegend. Oft liegen drei bis vier Hütten beieinander. Auf besonders großen Almen finden sich ihrer noch mehr. Dann haben mehrere benachbarte

Hütten einen Brunnen gemeinsam. Jeder Brunnen ergießt sein klares Quellwasser in einen länglichen Trog zur Tränke. Die einzelnen Almen sind durch Joche



Auf der Alm eingeregnet.
Nach einem Gemälde von A. Müller-Lingke. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

oder Waldstreifen voneinander geschieden. Sie sind abgegrenzt durch locker geschichtete Mauern oder Zäune, die man auf „Stiegeln" übersteigt. Für das Vieh gibt es Gatter zum Öffnen.

Dieses bleibt keineswegs immer während des ganzen

Sommers auf einer einzigen Alm. Man unterscheidet Hoch- und Niederalmen, wofür man in Oberbayern auch Hoch- und Niederläger, Vor- und Nachalmen sagt. Zuerst wird das Vieh auf die niederen Almen, welche stets die besseren Weiden sind, getrieben, später auf die Hochläger. Die besten Almen, die sogenannten Melkalmen oder Kuhkaser, werden für die Milchkühe bestimmt, minder gute für die Galtkühe, Jungrinder und Pferde; Schafe und Ziegen müssen mit steinigen Grashalden und begrünten Felsabhängen fürliebnehmen.

Es ist ganz erstaunlich und gehört entschieden zur Poesie des Sennenlebens auf der Alm, wie gut das Vieh und ihre Hüter bei diesem Zusammenleben einander kennen lernen und verstehen. Jedes Stück der Herde ist dem Hüterbub und der Sennerin in allen Eigenheiten genau bekannt. Als einmal ein kleiner Hüterjunge, der über etwa achtzig Schafe die Aufsicht hatte, von einem ihn beobachtenden Fremden gefragt wurde, woran er denn jedes der Tiere erkenne, da gab er erstaunt zur Antwort: „An was? An die Gesichter."

Stundenlang plaudert die Sennerin mit ihren Kühen; wird eine krank, so spricht sie ihr zu wie einem leidenden Menschen; oft wird der Monolog zu einer förmlichen Konversation. So hat der Verkehr der Sennerin mit ihren Tieren, weit entfernt von jeder Grausamkeit, den Charakter einer entschiedenen Familiarität. Denn auch das Vieh bezeigt sich zumeist als gutartig, ja anhänglich. Mit Recht sagt Stieler: „Im ganzen stimmt auch das Tierleben der Berge zu dem Gepräge froher Gutmütigkeit und Lebenslust, der dem oberbayrischen Volksstamm eigen ist."

Freilich, Ausnahmen gibt es auch hier. Manche

Ziegen verwildern auf den Jöchern derart, daß man ihnen, wenn die Zeit zum Abtrieb kommt, nicht mehr beizukommen vermag; wie Gemsen flüchten sie auf Felsen, die ihr Hüter nicht mehr erreichen kann, so daß man sie auch wie Gemsen abschießen muß, soll der Besitzer nicht ganz ihrer verlustig gehen. Die Übellaune junger Bullen, die gereizte Stimmung des Stiers der Herde, die schon so manchem Touristen gefährlich wurden, kann sich gelegentlich auch gegen die Sennerin wenden. Auch Kühe werden zuweilen recht störrig.

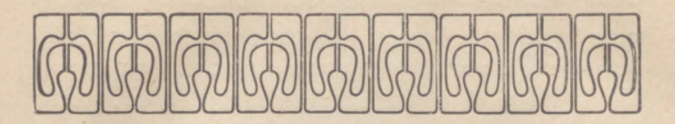
Das Gedeihen der Herden auf der Alm, der Stand der Herde am Schluß der Alpzeit entscheiden auch, ob der Tag des Abtriebs ein Fest wird oder unter Mißmut erfolgt. Hat die Herde nicht unter Krankheit gelitten, ist kein Stück abgestürzt oder sonst zu Grunde gegangen, ist vielmehr das Jungvieh herangediehen, daß es ein Staat ist, und ist das Aussehen der ganzen Herde so, daß die Sennerin mit ihr beim Einzug ins Dorf oder in den Hof Staat machen kann, so rüstet sie sich mit Stolz und Freude zur Heimkehr. Wohl scheidet sie, gleich dem Vieh, nur ungern von der Alm, aber die herbstliche Witterung, die sich nun schon geltend macht, wird doch auch als Vorbote des rauhen Winters empfunden; die Weiden sind abgegrast, ihr Blumenschmuck längst dahin: das erleichtert dem Vieh wie seinen Hütern den Abschied.

In Oberbayern findet der Abtrieb gewöhnlich in der zweiten Woche nach Michaeli statt. Schon vorher hat die Sennerin und der Knecht in Hütte und Hof alles in Ordnung gebracht. Am Tag vor dem Aufbruch erscheint der Eigentümer oder der Alpherr mit dem Saumroß, das die Gerätschaften herunterzuschaffen hat. Die Sennerin hat von den Hängen, wo noch

Alpenblumen blühen, solche geholt und mit Laub und Tannenzweiglein zu Kränzen gewunden. Jedes Stück der Hornviehherde bekommt einen Kranz um die Hörner gelegt, der schönste dem schönsten.

Auch die Sennerin schmückt sich; heute ist ihr Ehrentag; und unter freudigem Jodeln zieht sie hinab ins Tal mitsamt ihrer Herde, deren helles Glockengeläute auch für die Bewohner des Tals Freude bedeutet.





Pomphafte Friedhöfe.

Eine Wanderung durch italienische Begräbnisstätten.

Von Rud. Hendrichs.

❦ ❦

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Blühet ein anderer
Garten nicht fern;
Aber der Wanderer
Sieht ihn nicht gern,

singt Karl Gerok in seinem ergreifenden kleinen Liede von dem „einsamen Garten“. Ja, den meisten Menschen ist in der Tat eine unüberwindliche Scheu vor dem Betreten jener stillen, mauerumhegten Plätze eigen, wo die von dem Kampf und der Bürde des leidvollen Erdendaseins Befreiten ihre letzte und beste Ruhestätte gefunden.

Den meisten — aber doch nicht allen!

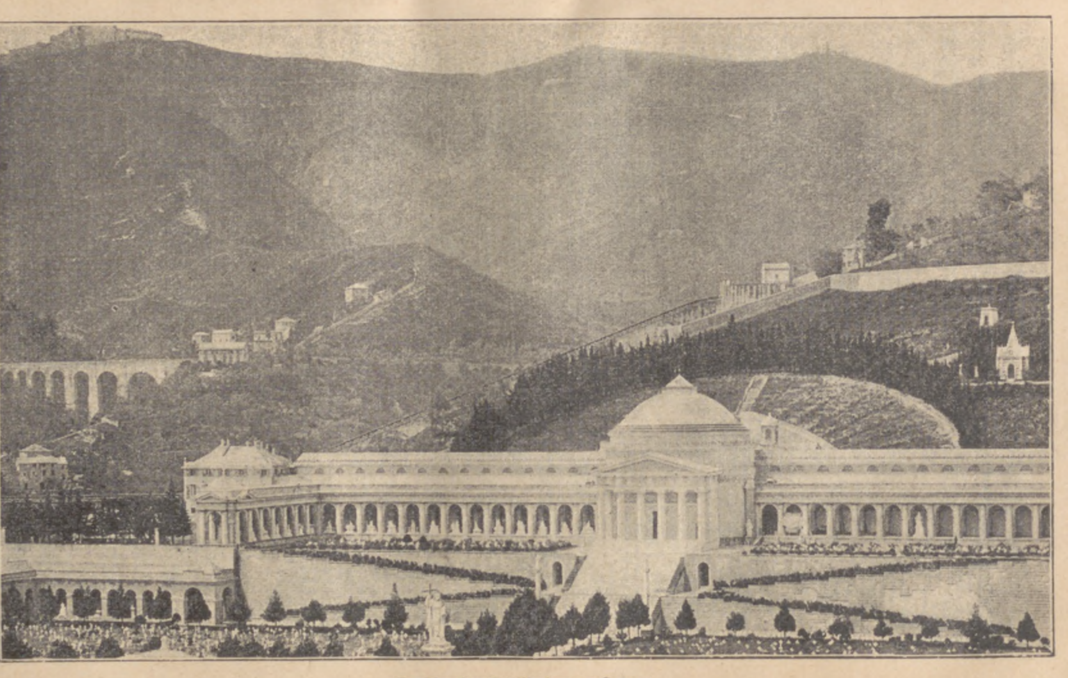
Gar mancher, dem das Leben nicht als das höchste der Güter erscheint, und dessen Seele darum nicht in feigem Zagen erbebt, wenn sie sich von den geheimnisvollen Schauern des Todes umweht fühlt, lenkt in Stunden stiller Einkehr seine Schritte am liebsten gerade jenen geweihten Bezirken zu, die unsere deutsche Sprache so tief und sinnig als Friedhof oder Gottes-

acker bezeichnet. Denn es liegt etwas wundersam Tröstliches und Läuterndes in einem einsamen Spaziergang längs jener blumengeschmückten Hügelreihen, unter



Sitzende Frauengestalt auf dem Friedhof in Mailand.

denen aller Haß und Hader verstummt, alle heiße Leidenschaft und alles brennende Sehnen zur Ruhe gekommen ist. Das eigene Leid wird klein und gering, wenn die in ihrer Schlichtheit oft so ergreifenden Inschriften der



Ansicht des Friedhofs von Genua.

Steine und Kreuze uns die Augen öffnen für das Weh und den Jammer, unter dem ungezählte Tausende um uns her zu seufzen haben, und wenn uns zugleich zum Bewußtsein kommt, wie flüchtig und trügerisch alles vermeintliche irdische Glück, wie kurz der Weg ist, den wir hier unten zu durchwandern haben.

Die man da dem Schoß der Erde zurückgegeben, seien es nun Kinder oder Greise gewesen, sie waren doch nur eilige Gäste in dieser wirren, bunten Welt des ewigen Wechsels, und alles, was ihnen während ihres flüchtigen Verweilens so groß und bedeutsam schien, ihre Freuden und ihre Kümmernisse, ihr Verschulden und ihre Verdienste, es ist zerstoben und vergessen, als wäre es nie gewesen.

Aber es ist vielleicht nur der nach deutschem Brauch angelegte Friedhof, dessen Besuch solche sänftigenden Betrachtungen wecken mag. Nur wenn Blumen und Gräser wie Sinnbilder neuen, niemals ganz erlöschenden Lebens aus den Gräbern sprießen, nur wenn über uns in den Zweigen die kleinen Vögel ihre von keiner törichten Sorge um den kommenden Tag gedämpften Jubellieder singen, wird unsere Seele frei bleiben von Grauen vor den düsteren Schrecknissen, mit denen das unabwendbare Endschicksal alles Lebendigen so oft umgeben ist, und nur wenn alle menschliche Eitelkeit dieser Stätte fernbleibt, wo es weder Reiche noch Arme, weder Vornehme noch Niedrige mehr geben soll, kann uns der Garten der Toten mit den Schwächen und Torheiten, mit den Fehlern und Sünden der Lebenden versöhnen.

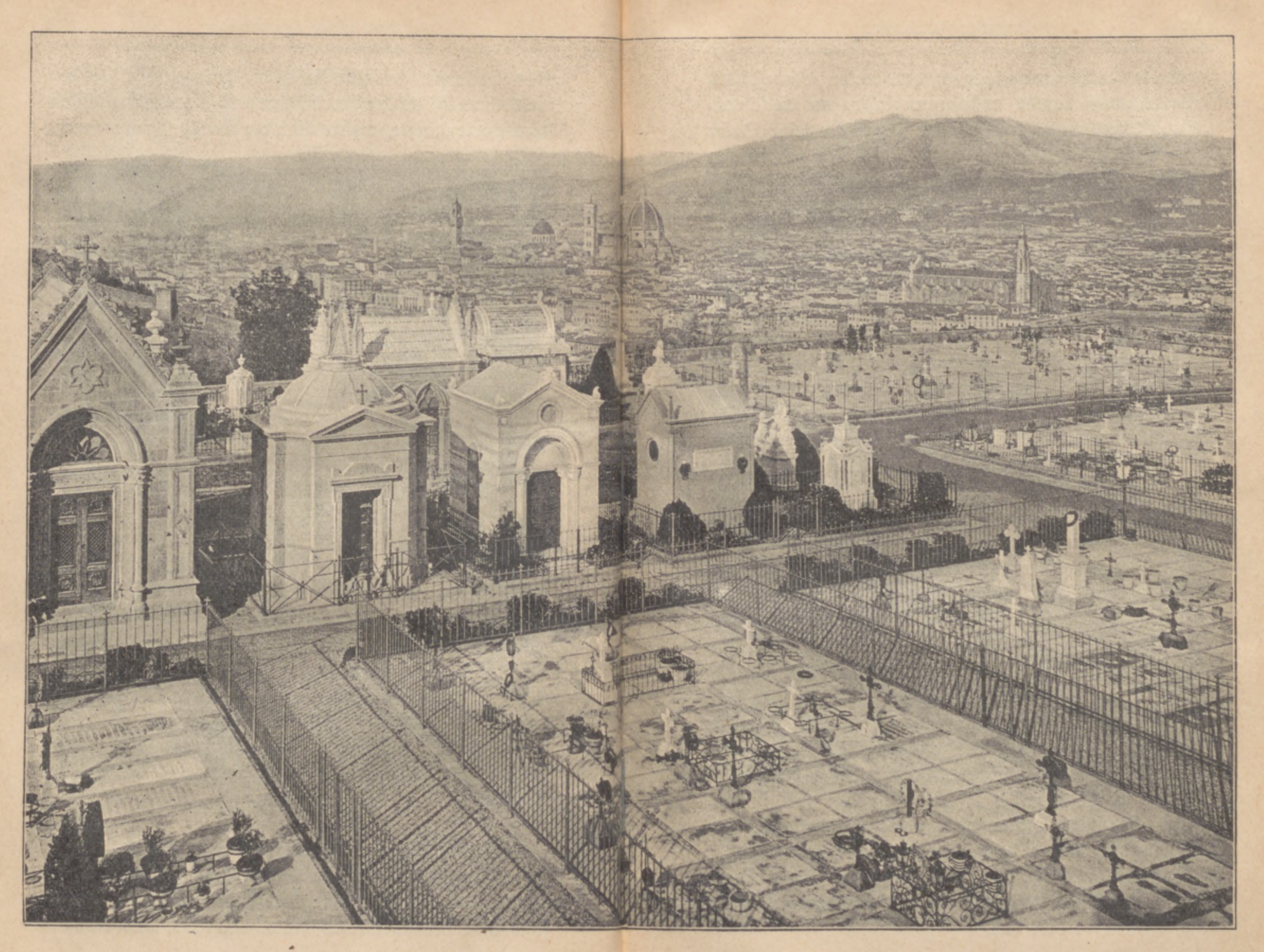
Der Besucher eines italienischen Friedhofes wird solche Eindrücke kaum empfangen. Die Bewohner der Apenninenhalbinsel verstanden die Pietät gegen ihre Verstorbenen von jeher anders als wir. Die Lust am

schönen Schein, dieselbe Lust, die das sonnige Italien zur Geburtsstätte der herrlichsten und unvergänglichsten Kunstwerke machte, wollte auch die Kirchhofsmauer nicht



Genius mit der umgekehrten Fackel.

als Schranke für ihre Betätigung respektieren. Stolzer steinerner Prunk, für die Dauer von Jahrhunderten bestimmt, sollte über die Vergänglichkeit des armen, schwachen Menschenleibes hinwegtäuschen; und eine be-



San Miniato bei Florenz.

strickende Anmut im Schmuck der letzten Ruhestätten sollte keinen Gedanken aufkommen lassen an die schrecklichen Entstellungen, mit denen der Tod seine Opfer zu zeichnen pflegt, ehe er sie in das Reich des ewigen Schweigens entführt.

Die alten Römer schon pflegten aus solchem Bedürfnis heraus ihren Verstorbenen kostbare Grabdenkmäler zu errichten und pomphafte Mausoleen zu bauen. Sie wählten dazu meist die von den Hauptstädten ausgehenden Landstraßen, und in der Via Appia, der Gräberstraße des antiken Rom, findet man noch heute bis auf stundenweite Entfernung hin die mehr oder weniger erhaltenen Trümmer dieser alten Monumente, deren manche, wie das berühmte Grab der Cäcilia Metella, dem Namen der darin Bestatteten in der Tat zu einer Dauer von Jahrtausenden verholfen haben.

Der moderne Italiener legt nun allerdings seine Friedhöfe nicht mehr in meilenweiter Ausdehnung längs der Landstraßen an. Aber er gibt ihnen, namentlich in den größeren Städten, eine Gestalt, die den an lauschige, gartenartige Begräbnisplätze gewöhnten deutschen Fremdling zuerst seltsam genug berühren muß.

Eine ungeheure Verschwendung von Marmor in allen Farben, vor allem natürlich in blendendem Weiß, ist das charakteristische Merkmal aller dieser Kirchhöfe. Und einige von ihnen gleichen in der Tat viel mehr einer grandiosen Ausstellung der verschiedenartigsten Bildwerke als einer Ruhestatt der Toten.

Zwei von fast allen Italienreisenden mit immer neuem Staunen durchwanderte Begräbnisplätze, der von Mailand und der von Genua, können als mustergültige Beispiele für die Prunkliebe im Totenkultus gelten, die sich von den alten Römern auf ihre modernen Nachkommen vererbt hat.

Der Mailänder Kirchhof ist der größere von ihnen. Er bedeckt ein Quadrat, dessen einzelne Seiten mehr als fünfhundert Meter lang sind. Und Oskar Justinus



Familiengrab auf dem Friedhof von Genua.

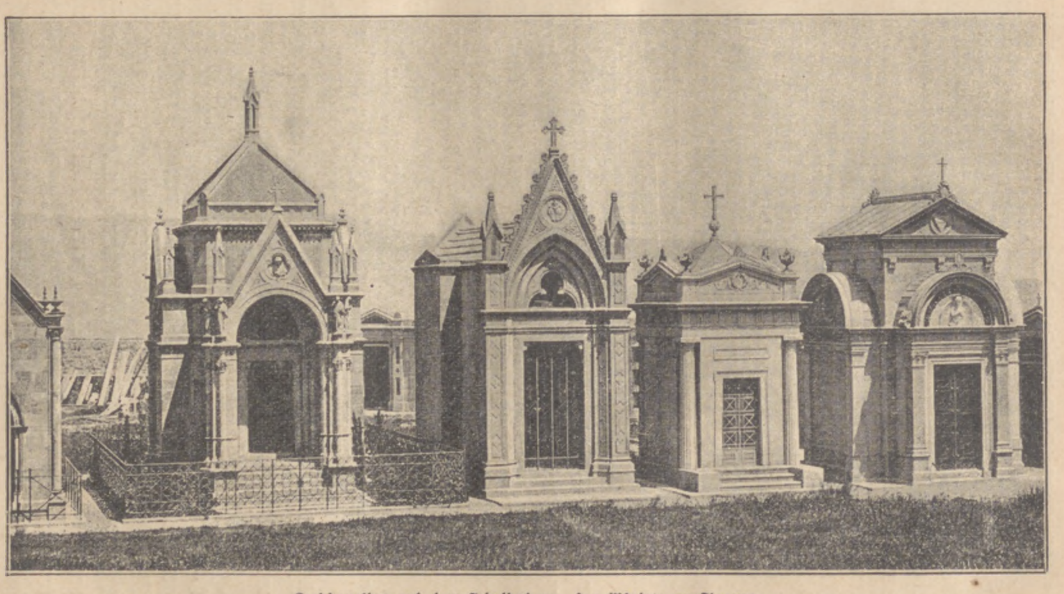
sagt in einer Schilderung, die er von diesem Gottesacker entwirft, mit vollem Recht: „Das ist eine vollständig mit Bedacht gebaute Stadt mit Straßen und Gassen und öffentlichen Plätzen, mit Galerien und

Loggien, Kapellen und Grüften, mit wunderbaren, terrassenförmig sich erhebenden Gebäudekomplexen, Leichenhäusern und Verbrennungsöfen, mit Kirchen und Verwaltungsgebäuden, öffentlichen Denkmälern und Kruzifixen, welche weithin sichtbar alle radialen Straßen beherrschen."

Mailand, heute die industriereichste Stadt Italiens, ist eine Stadt von Finanzkönigen. Das Vermögen der großen Seidenfabrikanten allein repräsentiert Milliarden. Und wie einst die Nobili von Florenz und Venedig ihre Paläste, so besitzt eine jede dieser teilweise ganz jungen Patrizierfamilien ihr Erbbegräbnis.

Es sind herrliche Aufgaben, welche hier die Pietät dem Bildhauer stellt. Was sich auf diesen Totenstätten, deren Durchwanderung an der Hand kundiger Führer oder aufs Geratewohl viele Stunden in Anspruch nimmt, unseren Blicken zeigt, ist ein wahres Museum plastischer Werke der verschiedenen Kunstrichtungen, die während der letzten Jahrzehnte in Italien wie in allen anderen Kulturländern um die Herrschaft stritten.

Die Realisten bilden den Verstorbenen und seine Angehörigen in oft geradezu erschreckender Naturwahrheit ab. Sie scheuen nicht vor dem modernsten Kostüm zurück. Sie zeigen uns das abgezehrte Gesicht der Witwe und intime Szenen aus dem Familienleben, ja, der Todeskampf selbst tritt uns in bildnerischer Darstellung entgegen. Die idealistischen Künstler dagegen wählen mit Vorliebe den Todesengel, den Genius mit der umgekehrten Fackel oder eine andere allegorische Figur, um das Schicksal oder die Tugenden des Verstorbenen zu versinnlichen, oder sie stellen, von den bekannten Grabdenkmälern Canovas angeregt, eine Gruftkapelle dar, an deren geschlossenem Tor ein Engel den Schlummer des Dahingeschiedenen behütet.



Grabkapellen auf dem Friedhof von San Miniato zu Florenz.

Minder umfangreich, aber infolge der günstigen Terrainverhältnisse ungleich malerischer ist der Friedhof von Genua. Unweit der auf hohen Viadukten über die Taleinschnitte geführten Wasserleitung steigt er in verschiedenen Terrassen an den Bergen von Staglieno empor, die inneren Galerien der gewaltigen Rotunde werden von schwarzen Säulen getragen; aber der Eindruck dieser Arkaden ist trotzdem ein mehr heiterer und festlicher als ernster und feierlicher zu nennen.

Auf dem dahinter liegenden Campo Santo tritt uns dieselbe künstlerische Pracht entgegen wie in Mailand. Unser vorhin zitierter Gewährsmann entwirft davon das folgende anschauliche Bild:

„Die einfachen Steine mit der Aufzeichnung des Namens, wie sie bei uns vorwiegend die Friedhöfe füllen, bilden die Minderheit. Das von einem Kranze umgebene Reliefporträt des Verstorbenen gilt schon für den bescheidensten Beweis liebevoller Pietät von seiten der Hinterbliebenen. Lebensgroße figürliche Darstellungen aber begegnen uns auf Schritt und Tritt. Hier öffnet ein Engel die Tür zur Gruft, indem er mit der Linken einen brennenden Armleuchter hochhält. Hier entschwebt der Todesengel mit einer Mutter durch das Fenster des Familienzimmers, und die Kinder strecken dem verwaisten Vater ihre Arme entgegen. Ein Genius entführt die Seele der sterbenden Frau, ein anderer übergibt ihr einen Kranz. Zu Füßen solcher Gruppen kniet gewöhnlich die ganze Familie in ihren Alltagskleidern. Eine Mutter reicht das Reliefporträt des verstorbenen Vaters dem jüngsten ihrer Kinder zum Kusse hin, während die anderen daneben knieen. Eine Witwe sitzt trauernd auf den Stufen der Tür, zuversichtlich harrend, daß sich diese bald auch ihr auftue. Ungeduldig pocht eine andere an die Gruft. Ein verlassener Gatte sitzt



Grabkapelle der Familie Gulinelli (Ferrara).

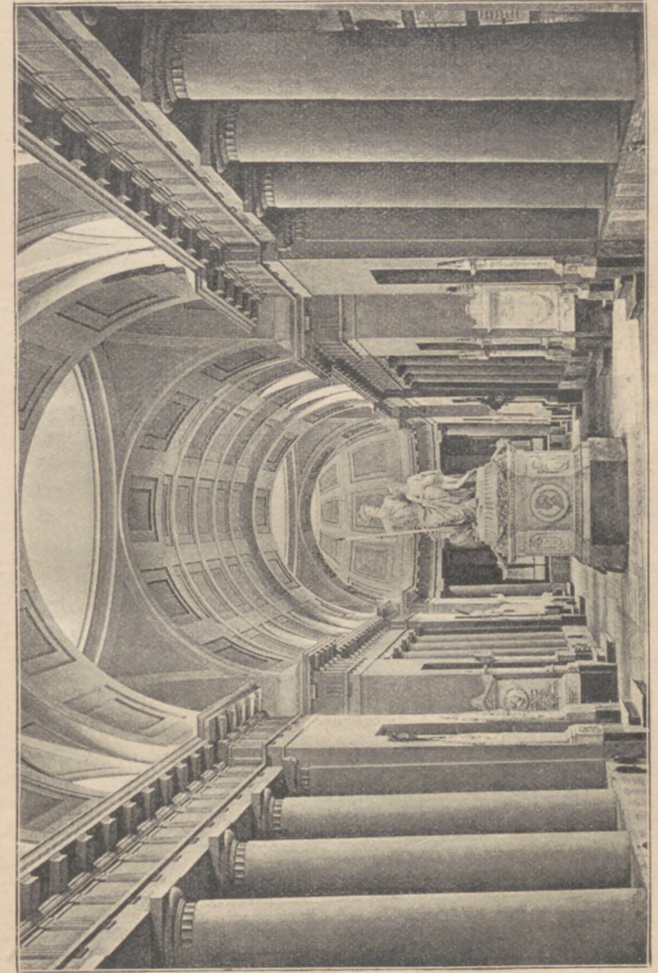
weinend auf dem Grabstein seiner Frau. An anderer Stelle sehen wir einen stattlichen Bersagliere aus weißem Marmor in voller Uniform. In seiner Nähe

ist sogar ein im Sarge liegender Mann dargestellt, dem sein Sohn — oder Adoptivsohn, wie die Inschrift besagt, noch einmal in tiefer Bewegung die Hand drückt. Da steht weiter ein Kaufmann hochaufgerichtet inmitten von Ballen, Anker und Segeln auf dem Postament: die Frau reicht ihm mit verklärtem Gesicht einen Kranz herauf. Und dort finden wir eine ganze Familie in lebensgroßen Figuren um eine Gruft versammelt in dem Augenblick, wo sich die Pforte öffnet und ein Engel ihr entschwebt, der die Verzweifelnden mit freundlich ernster Gebärde tröstet und aufrichtet.

Höchst charakteristisch erscheint eine Kuchen- und Brezelverkäuferin. Sie steht da, wie sie ihr zu Kränzen aneinander gereihtes Gebäck den Vorübergehenden zum Kauf anbietet, und darunter liest man, daß sie sich dieses Denkmal bei Lebzeiten habe anfertigen lassen und das Geld dazu soldiweise erworben habe."

Einen der schönsten Friedhöfe Italiens finden wir in Florenz, der wundervollen Gartenstadt, zur Seite der marmorweißen Kirche von San Miniato. Unsere Abbildungen zeigen einige seiner durchweg in den edelsten Formen gehaltenen Gruftkapellen und die eigenartige Anordnung der gewöhnlichen Gräber, die sich mit ihren auf dem flachen Boden liegenden steinernen Inschriftplatten sehr viel poesieloser und nüchterner ausnehmen als die grünumsponnenen, blumenumblühten Hügel unserer deutschen Friedhöfe.

Als eine hervorragende Sehenswürdigkeit unter den zahlreichen eigenartigen Begräbnisplätzen des sonnigen Südens darf endlich auch der Campo Santo von Ferrara bezeichnet werden. Er ist dereinst für die Bedürfnisse einer Großstadt von mehr als hunderttausend Einwohnern angelegt worden, und seine Grabkapellen, unter denen die von uns im Bilde wiedergegebene der



Kolumbarium auf dem Kirchhof der Certosa (Bologna).

Familie Gulinelli mit der wundervollen, überlebensgroßen Marmorgruppe auf hohem Postament wohl die schönste ist, stehen an Pracht und Pomp hinter denen



Statue des Marschalls Murat auf dem Grab seiner Tochter (Bologna).

der Friedhöfe von Mailand, Genua und Neapel kaum zurück. Aber die Einwohnerschaft des einst so blühenden Ferrara zählt heute kaum noch fünfundzwanzigtausend Köpfe. Die Paläste der einstigen Nobili stehen

zum größten Teile leer und sind einem langsamen Verfall preisgegeben.

So kommt es, daß auch dieser prunkende Friedhof den wehmütigen Eindruck der Verlassenheit auf den Besucher hervorbringt, die Weisheit von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes noch eindringlicher predigend, als es die Stätten des Todes ohnehin zu tun pflegen.

Eine anschauliche Vorstellung von der Großartigkeit italienischer Begräbnisgebäude mag unseren Lesern endlich noch die Innenansicht des Kolumbariums auf dem Kirchhof der Certosa in Bologna gewähren. Die Toten liegen hier in flachen, hoch aufeinander geschichteten Särgen in dem die Arkaden flankierenden Mauergange, während zahllose Marmortafeln im Innern der Säulenhalle ihre Namen verkünden.

Von einer eigenartigen und für unser Empfinden gewiß nicht ganz einwandfreien Auffassung des Totenkultus zeugt auf diesem nämlichen Bologneser Begräbnisplatze die lebensgroße, in Haltung und Gebärde recht theatralische Marmorstatue, die der Marschall Murat auf dem Grabe seiner Tochter — sich selber errichten ließ.

Einer ähnlichen künstlerischen Verherrlichung nicht des Verstorbenen, sondern seiner trauernden Hinterbliebenen begegnen wir auf den italienischen Kirchhöfen leider nur zu oft, und alle Schönheit der oft geradezu meisterhaft ausgeführten Grabmonumente kann uns bei einer Durchwanderung dieser letzten Ruhestätten nicht über die peinliche Empfindung hinweghelfen, daß Eitelkeit und Prunksucht an ihrer Entstehung zumeist einen ungleich größeren Anteil hatten als die liebevolle Pietät für den Dahingeschiedenen, zu dessen Gedächtnis sie errichtet wurden.



Mannigfaltiges.



Ein energischer Bittsteller. — Der englische Schriftsteller Richard Steele (1672—1729) war durch seine geistreichen Schriften und seine eleganten Formen in den tonangebenden Kreisen sehr beliebt. Zu seinen Verehrern zählte auch ein reicher Baronet in Lincolnshire. Dieser ersuchte Steele öfters, er möge sich, wenn er sich je einmal in einer Verlegenheit befinden sollte, doch nur an ihn allein wenden, sein ganzes Vermögen stehe zu seiner Verfügung, und es würde ihm die größte Freude bereiten, ihm in einer solchen Verlegenheit dienen zu können. Steele dankte höflich für dieses Anerbieten, denn er war gerade nicht in solcher Lage, davon Gebrauch machen zu müssen.

Diese Lage trat aber bald darauf bei ihm ein, denn er war ein Lebemann, und unter seinen Gläubigern ward einer höchst ungeduldig, und um dessen schroffen Mahnungen ein Ende zu machen, beschloß er, den Baronet um ein Darlehen von hundert Pfund Sterling anzusprechen.

Der Edelmann empfing den Schriftsteller mit vieler Höflichkeit, und noch ehe dieser zu Wort kommen konnte, erneuerte er die Anerbietung seiner Dienste und bat, ihm recht bald Gelegenheit geben zu wollen, ihm durch eine Gefälligkeit seine Freundschaft und Hochachtung erweisen zu können.

„Ja, Sir,“ sagte Steele, „in einer solchen Absicht komme

ich gerade zu Ihnen; ich bitte, mir für ein paar Tage hundert Pfund vorzustrecken."

Hätte Steele dem Baronet eine Pistole auf die Brust gesetzt, hätte er ihm damit keinen größeren Schrecken eingejagt als mit seiner Bitte, denn alle seine Anerbietungen hatte der gute Baronet in dem Glauben ausgesprochen, daß Steele nie davon Gebrauch machen würde; er wollte sich damit nur die Freundschaft und den gesellschaftlichen Umgang Steeles sichern, woraus er sich, solange es ihn nichts kostete, eine große Ehre machte. Nachdem er sich endlich gesammelt, sagte er: „Wahrhaftig, Sir Richard, ich diente Ihnen mit dem größten Vergnügen mit allem, was ich besitze, aber gerade jetzt habe ich nicht zwanzig Guineen im Hause."

Steele, welcher wohl merkte, daß das nur eine Ausrede war, ärgerte sich gewaltig über diese kahle Entschuldigung. „So, Sir," sagte er, „Sie haben mir durch die wiederholte Versicherung Ihrer Dienstbarkeit die Aufdeckung meiner gegenwärtig fatalen Umstände abgelockt, und hinterher versagen Sie mir die Proben Ihrer Freundschaft und Achtung. Ich kann wohl eine abschlägige Antwort ertragen, aber ich dulde nicht, daß man mich mit Hohn und Spott abweist. Sie irren sich überhaupt, wenn Sie glauben, daß ich mich von Ihnen an der Nase herumführen lasse. Lieber tue ich's mit Ihnen."

Mit dem letzten Worte ergriff Steele blitzschnell den Baronet bei seiner langen Nase und preßte diese zwischen seinen Fingern, als wären diese ein Schraubstock. So führte er den Ungefälligen mehrmals im Zimmer hin und her, der, unvermögend sich loszureißen, stöhnend mittrippelte. Endlich tat er, als ob ihm eben etwas einfalle, und er rief: „Mein teuerster Sir Richard, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, ich dachte ja gar nicht daran, daß ich eine Banknote von hundert Pfund in der Tasche habe. Nehmen Sie, sie steht herzlich gern zu Ihren Diensten!"

Steele ließ ihn los, steckte die Banknote ein und sagte dann: „Obwohl ich mich sonst schämen würde, von einer

Person, die so niederträchtig ist, als ich Sie jetzt habe kennen lernen, einen Dienst anzunehmen, so will ich doch, ehe ich mich zum Narren machen lasse, diese hundert Pfund annehmen und sie Ihnen, wenn es mir gelegen sein wird, wieder zustellen. Damit Sie aber künftig Ihre Gefälligkeiten auf eine anständigere Art verrichten mögen, hoffe ich, daß Sie die erhaltene Lektion sich zur Lehre dienen lassen werden.“ C. T.

Neue Erfindungen: I. Ein Kragenknöpfer. — Wie wenig bequem sich die neumodischen hohen Umlegkragen,

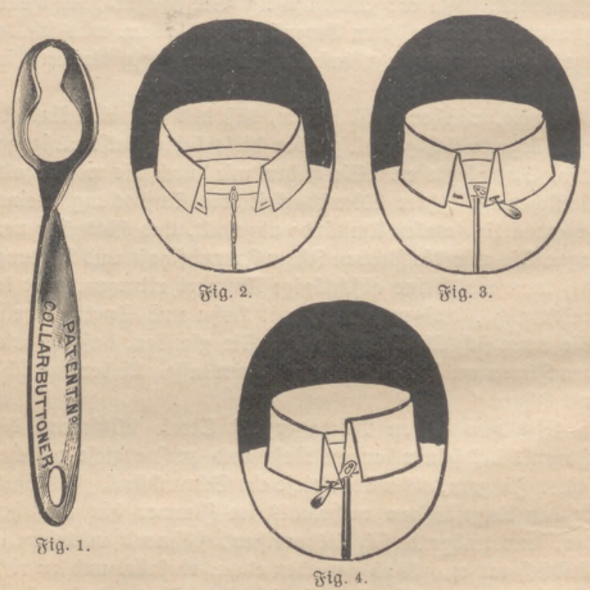


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Der Kragenknöpfer Boutonne-Col.

zumal im frischgestärkten Zustand, anknöpfen lassen, weiß jeder, der diese Mode mitmacht. Dieser Übelstand hat zur Erfindung des Kragenknöpfers geführt, der von der Firma Kirby, Beard & Cie. in Paris, 5 Rue Auber, unter dem

Namen „Le Boutonne-Col" in den Handel gebracht worden ist (s. Fig. 1). Die Fig. 2—4 zeigen deutlich, wie man sich desselben bedienen muß. Man hängt zunächst den Knöpfer mit seiner oberen Öffnung an den vorderen Hemdenknopf der geschlossenen Halsfassung auf, während der Kragen bereits hinten am Hemde befestigt ist. Dann führt man das freie Ende des Knöpfers durch das linke Knopfloch des Kragens und drückt den Knöpfer nach unten, wodurch das Anknöpfen bewirkt wird; dasselbe Verfahren führt auf der rechten Seite zum Ziel. Die Fig. 1 zeigt das billige Instrument, das aus vernickeltem Metall besteht, in seiner wirklichen Größe.

II. Waschapparat aus Glas und ohne Ventile. — Den Vorzug großer Einfachheit hat der nebenstehend abgebildete Apparat, der aus einer Glaskugel und einem Glastrichter besteht, sowie der Konsole, die am Waschtisch über der Waschschüssel angebracht wird. Der Trichter hat eine vertikale Scheidewand, durch welche ein Raum ohne und ein Raum mit unterer Abflußöffnung gebildet wird. In die geschlossene Ab-



Waschapparat aus Glas und ohne Ventile.

teilung des Trichters mündet eine untere Öffnung der auf der Konsole liegenden Kugel. Ist diese mit Wasser gefüllt und schwingt man nun den pendelnd in der Konsole aufgehängten Trichter ein klein wenig nach vorn, so tritt Luft in die Kugel und Wasser fließt über die Trichterscheidewand hinüber und unten aus dem Trichter in die Waschschüssel aus. Sobald man den Trichter losläßt, pendelt er wieder in die vertikale Lage zurück und der Wasserausfluß hört auf. Näheres über diesen praktischen Waschapparat, welcher sich besonders in Städten, welche keine Wasserleitung haben, aber auch überall da, wo überhaupt Wasser gespart werden soll, sehr empfiehlt, teilt das Patentbureau Reichau & Schilling, Berlin 7, mit.

An den Grenzen des Jenseits. — Wenn der Wein seine Perlen treibt, wenn die Gläser klingen und die Herzen anregen, wenn das Blut rascher kreist — dann kommen oft plötzlich Erinnerungen und Visionen in die fröhliche Runde und flüstern leise ins Ohr der Feiernden, die einen mit lindem, sehnsüchtigem Laut: Denkst du denn noch an mich und an all unsere Liebe? — die anderen mit müdem, mahnendem Ton: Wie kannst du nur so laut und lustig sein und weißt doch, daß ich schlafe!

Ein jeder hat diese Stimmungen schon erlebt, ein jeder hat schon sein Herz mit einem Ruck über dieses Hindernis des Jenseits hinübergerissen in das geheimnisvolle Land.

In einer solchen Gesellschaft war ich letzten Sommer. Es war in Trier an der Mosel, im Probierstübchen einer großen Weinkellerei. Der Zufall hatte uns in der alten Römerstadt zusammengewürfelt. Da war ein alter eleganter Major a. D. aus Sachsen, der die ganze Welt bereist hatte. Ferner ein Berliner Nervenarzt mit seiner jungen Frau und meine Wenigkeit.

Die edelsten Marken von Mosel und Saar prunkten in den Eiskübeln, die hochstieligen Gläser trugen goldflüssigen Zauber, die blauen Wölkchen der Zigarren kräuselten sich über dem runden Eichentisch, und durch die hohen Fenster wehten die berauschenden Düfte der milden Sommernacht

herein, süß und weich. Die Stunde war wie geschaffen, um sachte hinüber ins Jenseits zu lugen.

Die Stimme des jungen Arztes klang etwas verschleiert: „Gewiß, die meisten Berichte über Fernsehen lauten unglaubwürdig und phantastisch, aber anderseits haben wir Beobachtungen von ernsten Gelehrten, die vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen. Ich selber hatte Gelegenheit, vor einiger Zeit zu beobachten, wie das Fernsehen aufs innigste mit dem Schicksale einer Familie verknüpft war. Ich hatte damals in einem unserer Familienblätter eine größere Arbeit über alle diese geheimnisvollen Gebiete veröffentlicht und dabei auch einen durch wissenschaftliche Autoritäten bestätigten Fall angeführt, in dem eine Somnambule genau den Platz und die Lage eines bei einem Schiffbruche Verunglückten angab, nach welchem die Taucher seit Monaten vergeblich gesucht hatten. Man fand die Leiche genau an der bezeichneten Stelle und in der von der Somnambule beschriebenen Lage.

Eine Woche später erhielt ich durch Vermittlung der betreffenden Redaktion einen Brief ungefähr folgenden Inhaltes: „Mein Herr! Ich las Ihren Aufsatz über das Fernsehen, der mich veranlaßt, mich in einer traurigen Sache an Sie zu wenden. Vielleicht haben Sie vergangenen Sommer in den Zeitungen gelesen, daß mein Sohn im Alter von fünfzehn Jahren im Seebad ertrunken ist und daß dessen Leiche trotz allen Suchens bis heute nicht geborgen werden konnte. Das verdoppelt noch den herben Schmerz der Eltern über den tragischen Verlust ihres einzigen Sohnes. Sie werden es wohl begreifen, wenn ich mich nach dem Lesen Ihres Aufsatzes an eine neue Hoffnung klammere. Was einmal schon möglich war, kann vielleicht nochmals möglich sein. Ich würde Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein, wenn Sie mir darüber Ihre Ansicht kundtun möchten und mitteilen wollten, ob Sie eine derartige Dame kennen, die sich in meinem Falle zu einer Sitzung bereit erklären würde. Ich hoffe, daß Sie mir meine Bitte nicht verübeln werden.“

„Nun, was taten Sie, Doktor?“ fragte ich.

„Was ich tat? Ich wollte den Mann nicht unseren Spiritisten überliefern und gab ihm die Adresse eines Pariser Kollegen, der dieses Feld speziell studiert. Gehört habe ich übrigens nichts mehr davon.“

Es war still geworden. Der alte Major strich den weißen Spitzbart, nippte leicht am Glase und begann dann: „Da wir nun einmal an den Grenzen des Jenseits sind, so möchte ich Ihnen auch ein Erlebnis erzählen, eine Tatsache, die ich nicht weiter erklären und deuteln kann, sondern nur getreu wiedergebe.

Im Juli vorigen Jahres besuchten wir zu fünf Freunden mit unseren Frauen Schweden. Speziell der Mälarsee mit seinen zarten Farbeneffekten hatte es uns angetan. Wir blieben längere Zeit da. Als wir eines Tages längs der Küste von Westeras dahinruderten, entdeckten wir in einer Bucht eine kleine Insel, auf der zwischen dunklen Tannen und leuchtenden Sommerblumen ein altes, prächtiges Schloß thronte. Wir landeten und ließen durch einen Ruderer nach dem Besitzer fragen. Es war ein Baron v. H. Ich kannte den Namen. Im vorhergehenden Winter war ich in Nizza einem Herrn vorgestellt worden, der ihn trug. Es war ein ehemaliger Offizier, ein beginnender Fünfziger. Man erzählte mir damals, daß er sich eben, nach kurzer Witwerschaft, zum zweiten Male verheiratet hatte mit einer reizenden jungen Frau. Ich hatte sie auf einem Balle bewundern können. — Ich sandte also meine Karte ins Schloß mit dem Wunsche, es besichtigen zu dürfen. Der Verwalter ließ antworten, daß die Herrschaften noch nicht von der Hochzeitsreise zurück seien, daß aber die Besichtigung gerne gestattet sei.

Wir waren entzückt von dem herrlichen Renaissancebau und seiner prachtvollen Einrichtung. Die Mauern waren mit alten schwedischen Tapeten bedeckt; fast in jedem Zimmer traf man ein Bild des Barons oder seiner ersten Frau. Die Einrichtung war prachtvoll, und wir konnten es uns nicht versagen, mit unseren Reisekodaks verschiedene Aufnahmen

zu machen. Endlich traten wir in ein rundes Turmzimmer ein, welches augenscheinlich als Familiensalon diente. Es war wundersam lichtdurchströmt. Die Möbel waren geschmackvoll zu intimen Gruppen zusammengestellt, der mächtige Kamin sah anheimelnd aus, und auf den kleinen Tischchen lagen und standen in reizender Unordnung Albums und Photographien. Wir näherten uns einem der Tische, auf welchem in massivem Kupferrahmen ein Vollbild des Barons in seiner schwedischen Uniform stand. Man brauchte nur den Ausdruck seines Gesichtes zu sehen, um zu fühlen, daß diese Photographie und die danebenstehende seiner zweiten Frau am Verlobungstage aufgenommen worden war. Übrigens besagten dies auch die goldenen Initialien H. E. unter der Krone: Hedwig Elisabeth, der Name seiner zweiten Frau. Vor dem Bilde lag ein halbgeschlossener Band schwedischer Poesien auf einem elfenbeinernen Papiermesser.

Der intime Reiz dieses lichten Raumes nahm uns gefangen. Zwei von uns hatten Kodaks. Wir verließen als die letzten die Galerie, wandten uns an der Tür um und knipsten das ganze Bild auf unsere photographischen Platten. —

Alle Liebhaber von Reisen und Photographien wissen, mit welcher Ungeduld man die Mitteilung seines Photographen erwartet, daß die Platten entwickelt und die Klischees gut sind. Der meinige hatte mich kaum benachrichtigt, als ich auch schon anspannen ließ und hinfuhr.

Ich hatte Glück gehabt, es war alles tadellos getroffen. Während ich die Klischees durchmusterte, kam mir auch jenes des erwähnten Turmzimmers in die Hände. Ich hielt es gegen das Licht und konnte einen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken. Ich erkannte genau die ganze Einrichtung, den mächtigen Kamin, welcher das Ganze beherrschte, aber neben dem Sessel vor dem Tisch, auf welchem die Photographie des Barons H. stand, befand sich ein dunkler Schatten.

Ich fragte den Photographen: „Was ist das für eine dunkle Form? Ein Flecken?“

Dieser nahm die Platte und hielt sie gegen das Licht: „O nein! Das ist eine Frau, die neben dem Sessel steht.“

Ich wurde ein wenig ärgerlich: „Das ist aber schade! Da habe ich aus Versehen zwei Aufnahmen auf eine Platte gemacht.“

Der Photograph prüfte nochmals: „Nein, ich bin sicher, daß es nur eine einzige ist.“

„Das Zimmer war aber leer, als ich es photographierte.“

„Das ist unmöglich, weil hier eine Person in Ihrem Bilde ist. Haben Sie Damen dabei gehabt?“

„Ja.“

„Dann wird Ihnen wohl eine derselben diesen kleinen Streich gespielt haben und sich mit auf die Platte gebracht haben.“

„Aber dann würde ich sie doch wiedererkennen.“

„Das geht nicht so leicht auf einem Negativ. Ich will einen Abzug machen, und Sie werden sehen, daß ich recht habe.“

Er machte sich an die Arbeit, während ich weiter in den Klischees suchte, aber nur mit halber Aufmerksamkeit, so gespannt war meine Erwartung auf das Kommende. Bald brachte mir der Photograph mit lächelnder Miene den Abzug. Neben dem Sessel stand eine Frau. Sie sah uns nicht an, sie betrachtete jene Photographien neben dem Band Gedichte. Es war eine Frau in den Dreißigerjahren, deren ganzes Wesen die feinste Eleganz, aber auch eine stille, tiefe Trauer atmete. Sie trug ein weiches, weißes Wollkleid.

Ich wollte nicht weiter mit dem Photographen über die Sache reden, sondern nahm die Photographie und fuhr direkt zu jenem der Reisegenossen von damals, welcher ebenfalls eine Aufnahme des Turmzimmers gemacht hatte. Er war zu Hause.

Ich fragte mit gleichgültiger Miene: „Nun, was machen die Aufnahmen aus Schweden?“

„O, die sind famos geworden. Namentlich das herrliche Turmzimmer in dem Schlosse des Barons H. Ein merkwürdiges Bild übrigens. Und deine Aufnahme?“

Ich reichte ihm wortlos meinen Abzug. Er entdeckte sofort die Frauengestalt und fuhr erstaunt zurück. „Also auch bei dir!"

Wir schwiegen einen Moment, unser Herz war etwas beklommen.

Dann sagte mein Freund: „Das ist ja höchst wunderbar! Es war doch niemand im Zimmer! Aber wir wollen dieses Rätsel klären. Einer meiner Freunde, der in Blankenberghe ist, traf dort den Baron H. Ich will ihm die beiden Abzüge schicken, damit er sie dem Eigentümer jenes Schlosses zeigt. Es ist ja möglich, daß durch die Wandspiegel das Bild eines Gemäldes reflektiert sein könnte."

„Aber wer ist diese Frau?"

„Wir werden das aus der Antwort des Barons H. erfahren."

Die Antwort kam nach einigen Tagen.

Der Baron hatte die Photographie sofort erkannt.

Es war seine verstorbene erste Frau."

— — — — — — — — — — — — — —

Vom Dome schwammen weiche Glockenklänge herüber, die Mitternachtsstunde schlug. Da rief uns unser freundlicher Hausherr in die Wirklichkeit zurück: „Nun, meine Herrschaften, ich denke, wir wollen zum Scharzhofberger übergehen. Prosit, meine Herrschaften!" T. W.

Wie niesen und husten wir? Bekanntlich erfolgt das Niesen und Husten ohne unser Zutun, also unabhängig von unserem Willen, sobald ein Reiz auf die Schleimhäute des Atmungsapparates ausgeübt wird. Wie erklären sich nun diese Vorgänge?

Wenden wir uns zunächst zu dem Mechanismus des Niesens. Der Reiz, der hier den Anstoß gibt, muß auf die Nasenschleimhaut einwirken, sei es, daß sie von einem Fremdkörper, wie Staubteilchen, berührt wird, sei es, daß chemische Substanzen, wie scharfe Dämpfe, oder ein kalter Luftzug über sie hinstreichen. Von der Nasenschleimhaut gehen nun Empfindungsnerven nach jenem Teil des Zentralnervensystems, welchen man als verlängertes Mark be-

zeichnet und welcher das Verbindungsstück zwischen dem Rückenmark und dem Gehirn bildet. Das verlängerte Mark liegt bereits in der Schädelkapsel.

Dieses verlängerte Mark besitzt nun ein sogenanntes Reflexzentrum für das Niesen, das heißt es findet sich hier eine Gruppe von Nervenzellen vor, von denen der eine Teil die Erregung, die ihm durch die Empfindungsnerven zugeleitet wird, selbständig auf den anderen Teil überträgt, der mit den betreffenden Bewegungsnerven in Verbindung steht, in welchen dann, ohne daß dabei vom Gehirn und Willen aus ein besonderer Befehl erteilt wird, die Erregung zu den zugehörigen Körperteilen fortgepflanzt wird, worauf dann hier die entsprechenden Bewegungen erfolgen.

Bei der Auslösung des Niesens wickelt sich nun diese unwillkürliche Rückwirkung im einzelnen so ab. Ist die Erregung, die durch den Reiz in der Nasenschleimhaut hervorgerufen wurde, durch die dorthin leitenden Empfindungsnerven nach dem Reflexzentrum des Niesens im verlängerten Mark gelangt, so überträgt sie sich von den Nervenzellen der Empfindungsnerven auf die Nervenzellen der Bewegungsnerven. Diese hier in Betracht kommenden Bewegungsnerven verlaufen nun zum Teil nach dem weichen Gaumen und seiner Umgebung, zum Teil aber auch nach den Bauchmuskeln. Die Erregung, die sich durch die Bewegungsnerven nach dem weichen Gaumen fortpflanzt, bewirkt nun hier eine Zusammenziehung des weichen Gaumens und zugleich eine Vorlegung des Zäpfchens, so daß die Rachenhöhle fest abgeschlossen wird. Gleichzeitig leitet der andere Teil der Bewegungsnerven die Erregung nach den Bauchmuskeln fort, die sich infolgedessen zusammenziehen und durch ihre Zusammenziehung von unten her auf die Lunge und die in ihr vorhandene Luft einen Druck ausüben. Hat die Zusammenpressung der Luft eine bestimmte Höhe erreicht, so drückt und preßt sie kräftig gegen den Verschluß der Rachenhöhle, sprengt ihn endlich mit Gewalt auf, und die bisher eingeengte Luft strömt nun geräuschvoll zischend durch die Nasenhöhle. Wir haben ge-

niest. Dauert der Reiz in der Nasenschleimhaut an, so wiederholen sich die geschilderten Vorgänge schnell hintereinander, und wir niesen dann je nachdem ein, zwei und mehrere Male.

Ganz ähnlich vollzieht sich das Husten. Das verlängerte Mark besitzt nämlich auch noch ein Reflexzentrum für das Husten. Der Reiz, der hier den Anstoß gibt, geht von der Schleimhaut des Kehlkopfes oder der Luftröhre und ihren Verzweigungen aus. Auch in diesem Fall wird er ausgeübt durch einen Fremdkörper, wie Staubteilchen oder Härchen, durch scharfe Dämpfe oder auch durch krankhafte Veränderungen der Schleimhaut. Macht sich dieser Reiz geltend, so läuft die Erregung von der betreffenden Stelle der Schleimhaut durch die zugehörigen Empfindungsnerven nach dem Reflexzentrum für das Husten im verlängerten Mark und überträgt sich hier wiederum auf die Nervenzellen derjenigen Bewegungsnerven, die nach den betreffenden Körperteilen hingehen. Auch in diesem Fall schlagen die Bewegungsnerven in ihren Bahnen zwei verschiedene Richtungen ein. Ein Teil derselben verläuft nach der Stimmritze des Kehlkopfes, ein anderer nach den Bauchmuskeln. Pflanzt sich nun die Erregung, die von der gereizten Schleimhaut zum Reflexzentrum gelangte, von diesem durch die Bewegungsnerven fort, so wird zuerst die Stimmritze durch die Zusammenziehung benachbarter Muskeln geschlossen. Ebenso werden die Bauchmuskeln zusammengezogen, wodurch nun wieder ein Druck auf die Lunge und ihre Luft ausgeübt wird, der zuletzt so stark wird, daß er den Verschluß der Stimmritze sprengt. Sausend fährt der Luftstrom aus der Luftröhre durch die Stimmritze in die Mundhöhle, versetzt zugleich die Stimmbänder in Schwingungen und reißt den angehäuften Schleim mit sich fort. Wir haben gehustet.

So einfach der Vorgang des Niesens und Hustens erscheint, so zeigt sich doch auch hier wieder, wie verwickelt in Wirklichkeit der Mechanismus des menschlichen Körpers ist.

Dr. F. P.

Ein Missionär-Mandarin. — Kürzlich ist ein um die christliche Mission in China hochverdienter Priester, der apostolische Vikar der Provinz Honan Monsignore Simeone Volon-



Monsignore Volontieri als Mandarin.

tieri, nach Rom zurückgekehrt, der bereits 43 Jahre im Dienste seiner Kirche in China verbracht hat. Die ersten 10 Jahre wirkte er in der Provinz Kuang-Tong seines Amts, die weiteren 30 in Honan. Wie so viele Missionäre

der verschiedenen christlichen Konfessionen in China mußte er während des Boxeraufstandes erleben, daß die Früchte seines langjährigen Wirkens grausam vernichtet wurden. Wie es ihm aber schon vorher gelungen war, die Sympathie der chinesischen Zivil- und Militärbehörden seines Bezirks zu gewinnen und sich zu erhalten, so hat sein Auftreten nach dem Krieg der Regierung in Peking so viel Hochachtung abgenötigt, daß sie ihn zum Mandarinen ernannte. In der reichgeschmückten Tracht eines solchen, mit der roten Kugel und der Pfauenfeder auf der Samtmütze, mit der Halskette aus bunten Steinen und dem goldgestickten Wappen auf der Brust, sehen wir den Monsignore Volontieri, der sich auch den Bart nach Mandarinenweise stehen läßt, auf unserem Bilde. B. H.

Hinrichtung einer ganzen Garnison. — Am 7. März 1799 drangen die Franzosen in die Stadt Jaffa in Syrien ein und machten dabei die türkische Garnison, über achthundert Mann stark, zu Gefangenen. Nun aber konnte man diese weder ernähren noch bewachen; zur Ernährung fehlten die Lebensmittel, denn selbst der französische Soldat erhielt nur selten seine vollständige Ration; zur Bewachung aber fehlten die Mannschaften, da das Expeditionsheer schleunigst weitermarschieren mußte; die Gefangenen auf Ehrenwort entlassen, hieß nur den Feind durch sie verstärken, denn die Bedeutung und Kraft des Ehrenwortes war ihnen unbekannt. Aus diesen Gründen beschloß Napoleon, alle Gefangenen von Jaffa in den Tod zu schicken.

Am 10. März Nachmittags wurden die Gefangenen vor die Stadt geführt. Ein dumpfes Gerücht von dem Schicksale, das ihnen bevorstand, schien durch ihre Reihen zu gehen; allein sie vergossen keine Träne, schrieen nicht, sie schienen in ihr Los ergeben. Einige Verwundete, die nicht gut fort konnten, wurden schon auf dem Wege mit dem Bajonette niedergestoßen.

Als man endlich zwischen den Sandhügeln südwestlich von Jaffa war, hielt man an einem Teiche. Der die Truppen kommandierende Offizier ließ die Masse in kleine

Haufen teilen, die auf verschiedene Punkte hingeführt und dort erschossen wurden. Diese scheußliche Operation erforderte viele Zeit, trotz der Menge Soldaten, die zu diesem schrecklichen Metzeln bestimmt waren, und die nur mit außerordentlichem Widerwillen sich dem abscheulichen Dienste hingaben.

Einer der türkischen Scheichs, dessen Ton und Wesen schon einen höheren Rang andeutete, ließ von seinen Leuten vor sich in den leicht beweglichen Sand eine Grube machen. Er streckte sich auf dem Rücken in diese Grube aus, und seine Gefährten bedeckten ihn unter Gebeten schnell mit Sand und traten nachher diesen fest zusammen, der ihm als Leichentuch diente.

Endlich blieben von allen Gefangenen nur noch etwa vierzig übrig. Die französischen Soldaten hatten ihre Patronen verschossen, man mußte daher diese letzten mit dem Bajonett und dem Säbel niedermachen. Der kleine Teich floß über von dem vielen Blut, das er aufnehmen mußte. —

Eine andere Ungeheuerlichkeit soll bei demselben Feldzuge geschehen sein. In einem Spital lagen 580 Kranke, teils Türken, teils Franzosen. Da man sie nicht transportieren konnte, wurden sie sämtlich durch die Ärzte vergiftet. C. T.

Eine Legitimation aus dem Stegreif. — Der bekannte Romanschriftsteller Heinrich König (1790—1869), Verfasser der einst vielgelesenen Romane „Die Klubisten von Mainz", „König Jeromes Karneval", „Die Waldenser" u. a. m., unternahm einst, während er noch das Gymnasium in seiner Vaterstadt Fulda besuchte, während der Sommerferien eine Fußwanderung durch das Rhöngebirge. Die Mittel eines Gymnasiasten waren damals nicht weit her, solche wurden auch von den jungen „Studenten", wie die Gymnasiasten dazumal allgemein im Fuldaischen genannt wurden, keineswegs vermißt. Vielmehr waren diese sehr zufrieden, wenn sie mit ihrem Ränzchen, einem tüchtigen Knotenstock und einigen Groschen Geld in der Tasche, frei von dem Zwange der Schulordnung und lediglich mit dem Genusse der Reize

der Natur beschäftigt, durch Berg und Tal dahinwandern konnten. Außerdem bestand damals die löbliche Sitte, daß ein solcher „fahrender Schüler" gegen Vorzeigung seines Schulzeugnisses von den Geistlichen auf dem Lande entweder durch Naturalverpflegung oder durch Geld, ein sogenanntes Viatikum, oder durch beides zugleich unterstützt wurde.

Nach einer mehrtägigen Tour, bei welcher er die hervorragendsten Gipfel des Rhöngebirges besucht hatte, wurde König auf dem Rückmarsche auf dem Gipfel des Ebersberges von einem schweren Gewitter überrascht und genötigt, in dem Turme einer zerfallenen Ritterburg Schutz zu suchen, bis das Unwetter nachließ und ihm gestattete, nach dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Poppenhausen zu gelangen. Darüber war es Abend geworden, und König, welchem sein Barvorrat auf der Wanderung früher ausgegangen war, als er geglaubt hatte, beschloß nun, ebenfalls von dem erwähnten Vorrechte der wandernden „Studenten" Gebrauch zu machen und die Gastfreundschaft des Pfarrers in Poppenhausen in Anspruch zu nehmen.

Mühsam erreichte er den Ort und zog zaghaft die Schelle an der Tür des Pfarrhauses, worauf der Pfarrer mit Licht erschien und den durchnäßten Wanderer mit mißtrauischen Blicken musterte. Nachdem dieser seine Bitte vorgetragen hatte, begehrte der Pfarrer sein Schulzeugnis zu sehen. Aber, so eifrig König nun auch in seinem Ränzchen nach demselben suchte, er konnte es nicht finden. Kurzum, das Zeugnis war fort, und sein rechtmäßiger Inhaber deshalb in der größten Verlegenheit. Obschon er dem Pfarrer versicherte, daß er ein solches, und zwar ein sehr gutes, besessen habe, wiegte doch der Pfarrer sehr bedenklich sein Haupt und sprach sodann: „Nun gut, wenn Sie wirklich Student sind, so müssen Sie auch Verse machen können. Legen Sie mir davon sofort eine auf Ihre jetzige Situation bezügliche Probe ab, und Ihr Wunsch soll Ihnen erfüllt werden."

Diese, obgleich etwas rigoros klingende Bedingung war deshalb nicht ganz ungerechtfertigt, weil dazumal auf den Gymnasien noch Poetik und Rhetorik als obligatorische

Fächer gelehrt und auch praktische Übungen in denselben veranstaltet wurden.

König besann sich auch nicht lange und sprach:

„Ein König kommt zu Euch heran
Als ein bedrängter Wandersmann
Und bittet, vor des Sturmes Wüten
Ihm Obdach für die Nacht zu bieten.“

„Ein König?“ fragte nun erstaunt, doch um vieles freundlicher der biedere Landpfarrer. „Da müßte ich doch noch um einige nähere Erklärung bitten.“

Der Obdachsuchende fuhr fort:

„Es ist ein König ohne Land,
Denn er wird „König“ nur genannt
Und strebt danach auch ganz allein,
Im Reich des Geistes Fürst zu sein.“

Gleichzeitig stellte er sich als Student Heinrich König aus Fulda vor, worauf ihn der Pfarrer mit herzlichem Händedruck willkommen hieß und den Pflichten der Gastfreundschaft ihm gegenüber in reichem Maße entsprach.

König hat dies dadurch dankbar anerkannt, daß er später, als er Finanzkammersekretär in Hanau und bereits ein berühmter Schriftsteller geworden war, dem Pfarrer — Gerhard Breitung war dessen Name — alle seine Werke zur Erinnerung an den damaligen wandernden Studenten übersandte. R. v. B.

Sandbäder. — Das Baden des Körpers im Sande war schon im Altertum bekannt und als Heil- und Kräftigungsmittel geschätzt. Die Neuzeit beginnt es wieder zu Ehren zu bringen, nachdem es durch Jahrhunderte hindurch in breiten Kreisen in Vergessenheit geraten war. Die belebende Kraft des Sandbades hat wohl schon jeder zu verspüren vermocht, der sich nach einem Fluß- oder Seebade in den Ufersand streckte und darin eingrub. Es ist, als ob Lebenselektrizität aus diesen feinsten Erdenteilchen in unser Körperinneres dringe.

Die Erde strömt geheimnisvolle Kräfte aus; gerade in den Sandbädern lernen wir dies verstehen. Der von der Sonne beschienene oder künstlich erwärmte und dann in Badewannen gefüllte Sand gibt Rheumatikern, Gichtikern und vielen anderen Kranken herrliche Heilmittel ab. Neuerdings tritt auch der bedeutende Wiener Kliniker Winternitz auf den Kampfplatz und bricht eine Lanze zu Gunsten der Sandbäder, die er verallgemeinert wissen will. Was er in den ärztlichen Fachblättern darüber schreibt, verdient auch dem großen Publikum bekannt gemacht zu werden, damit dieses so einfache und billige Kurmittel eben jenen Weg in die breite Menge finde, den ihm der genannte Professor wünscht.

Winternitz erklärt als einen Hauptvorzug der warmen respektive heißen Sandbäder vor den heißen Wasserbädern, daß jene den Körper weniger als diese angreifen, die Gesamttemperatur in geringerem Maße erhöhen, dabei aber mehr Kohlensäure zur Ausscheidung bringen und hingegen dem Körper eine reichere Zufuhr von Sauerstoff ermöglichen. Diese Vorzüge kommen in glänzender Weise bei der Behandlung gichtischer und rheumatischer Leiden zur Geltung, ebenso bei manchen Bluterkrankungen, Nieren-, Unterleibs- und ähnlichen Leiden. Früher begnügte man sich, den heißgemachten Sand in Leinensäckchen aufzulegen, heute verabfolgt man ihn in Ganzbädern, indem man Badewannen damit anfüllt und den Kranken hineinbettet. Diejenigen Kranken, die sich das Sandbad am sonnigen Flußufer oder Meeresstrand leisten können, sind besser daran, denn sie haben zu der Sandwirkung noch die Luftkur. Natürlich müssen sie dabei den Kopf vor den Sonnenstrahlen schützen und dürfen auch nur vorsichtig die Zeitdauer des Sandbades ausdehnen, zum Beispiel mit zehn Minuten beginnen und allgemach auf eine halbe, eine ganze Stunde und bei zunehmender Kräftigung selbst auf zwei Stunden übergehen. Auch Herz- und ähnliche innere Krankheiten können mit Sandbädern vorteilhaft behandelt werden, doch ist dabei größere Vorsicht und also ärztliche Aufsicht von nöten.

E. Paul.

Die Kunst des Weinkostens. — Zu den ganz besonderen Künsten gehört die Kunst des Weinkostens. Die größten Künstler in diesem Fache findet man in Deutschland und Frankreich, und es ist geradezu unglaublich, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit ein richtiger Weinkoster es bringen kann; bloß durch das Kosten ist der Mann im stande, nicht bloß die Abkunft, sondern mit völliger Sicherheit auch den Jahrgang des Weines, sogar die Lage, auf der er gewachsen ist, anzugeben.

Giovanni Freiherr v. Patro weist in seinem Buche: „Der Weinverschnitt oder die Coupage des Weins" darauf hin, daß die erste Voraussetzung für diese Kunst eine natürliche Anlage, eine angeborene, besondere Geschmacksempfindlichkeit sei, wozu aber als Ergänzung jahrelange Übung treten muß.

Nun darf man aber ja nicht meinen, der Beruf eines Weinkosters sei etwas besonders Verführerisches und Lukullisches — im Gegenteile, gerade diese Kunst erfordert viel Opferwilligkeit und Selbstverleugnung. Der Koster darf kein Gewohnheitstrinker oder Raucher sein, das würde die Geruchs- und Geschmacksempfindungen bedeutend abschwächen; ebenso muß er sich den Genuß stark gewürzter, saurer oder scharfer Speisen strengstens versagen. Er muß sorgfältig auf seine Gesundheit achten, schon ein gewöhnlicher Schnupfen würde ihn an der Ausübung seiner Kunst behindern. Selbst auf das Frühstück muß er verzichten, wenn er zur Ausübung seiner Kunst berufen wird; in keinem Falle darf sein Frühstückstisch Süßes oder Gesalzenes oder Gepfeffertes, Käse u. s. w. aufweisen, noch weniger eine Morgenzigarre; das alles würde die günstigste Zeit zur Weinkritik — und das ist der Vormittag — aufs schlimmste beeinflussen. Nach den Mittags- und Abendmahlzeiten ist ein zuverlässiges Urteil nicht mehr möglich.

Das Kosten muß in einem Lokale, das durchaus frische, geruchlose Luft enthält und genügend hell ist, vorgenommen werden. Für den Weinkoster gibt es also kein: „Im tiefen Keller sitz' ich hier," ebensowenig eine völlige Durst-

befriedigung; vielmehr wird aus guten Gründen die Zahl der vorzunehmenden Kostproben immer auf das geringste Maß gebracht. Der geschulte Gaumen würde sonst seine Empfindlichkeit einbüßen und der Eindruck ein unsicherer werden. Es ist etwas Instinktives um die Kunst des Weinkostens, nicht jedem ist sie gegeben, und wer sie hat, dem ist sie weniger Genuß als Arbeit. C. T.

Ein Weiberfeind. — Daß auch unsere moderne Zeit noch Originale erster Sorte hervorbringt, hat ein im Jahre 1902 in Wien gestorbener Junggeselle bewiesen, dessen Weiberhaß sogar noch über seinen Tod hinausging, indem er testamentarisch die Verfügung traf, er bäte seine Verwandten, dafür Sorge zu tragen, daß auf dem Friedhofe, wo er beerdigt werde, neben ihm keine Frauenleiche sich befinde, zu diesem Zwecke also für ihn einen Gruftplatz für drei Leichen zu kaufen, und seinen Leichnam in der Mitte zu bestatten, damit die beiden Räume rechts und links von ihm frei blieben.

Auch bei seinen Lebzeiten sorgte er, so weit es irgend möglich war, stets dafür, daß alles Weibliche ihm fern blieb, wo der lange hagere Junggeselle, welcher immer höchst elegant im feinen schwarzen Anzug mit Zylinder und Rohrstock überall erschien, sich auch befinden mochte. So pflegte er, wenn er ein Theater besuchte, sich drei Plätze zu kaufen, um rechts und links nicht etwa weibliche Nachbarschaft zu riskieren. Originell ist ferner auch die interessante Sammlung, welche seine Erben zu ihrer besonderen Erbauung vorfanden. Es war ein Päckchen Briefe mit der vielsagenden Aufschrift: „Versuche meiner Verwandten, mich ins Ehejoch zu zwingen.“ Diese Briefe — 62 an der Zahl — welche aus den Jahren 1845 bis 1893 datierten, hatte der unverbesserliche Hagestolz, mit entsprechenden Randglossen versehen, sorgfältig gesammelt, registriert und aufbewahrt, außerdem aber noch einen Zettel hinzugefügt mit der schnöden Bemerkung: „62 Briefe mit ebenso vielen Anträgen von heiratsbedürftigen Mädchen und Witwen, welche ein Gesamtvermögen von 1,760,000 Gulden ins Feld stellten, um mich zu ködern!“

Und trotzdem ledig geblieben! — Tapferer Weiberfeind! K. N.

Der Präriehund. — Unter den Eindrücken, die der Durchforscher ferner fremder Gebiete empfängt, wirken am eindringlichsten diejenigen, die von der belebenden Kraft der Natur zeugen. Wie die gewaltigsten Erscheinungen seine Begeisterung entfesseln, wendet er auch gern den kleinsten Geschöpfen rege Aufmerksamkeit zu, und um so eifriger, je schwieriger es ist, ein umfassendes Bild von ihren Eigentümlichkeiten zu gewinnen.

Zu diesen zählt ein merkwürdiger, im allgemeinen wenig beachteter Vierfüßler, Arctomis Ludovicianus, ein Murmeltier, das die zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains sich erstreckenden Ebenen, wie die südlichen, stufenweise ansteigenden Plateaureste zu Hunderttausenden belebte und vielleicht noch belebt. Die ersten kanadischen Pelzjäger nannten es petit chien, wozu sein Kläffen, das dem Bellen eines jungen Hündchens nicht unähnlich, die Veranlassung gab. Daraus entstand prairiedog oder Präriehund, eine Bezeichnung, die ihm für alle Zeiten blieb.

Zu welchem Umfange die Kolonien dieser geselligen niedlichen Tiere anwuchsen, veranschaulicht, wenn man Stunden zwischen kleinen Hügeln hindurchreitet, deren jeder die Heimstätte einer Familie bildet; so war es wenigstens vor einem halben Jahrhundert.

Nachbarlich nebeneinander gelegen, bestehen sie aus einer festgelagerten mäßigen Wagenladung Erde, die hart an deren Basis durch eine runde Öffnung aus den unterirdischen Gängen ans Tageslicht gefördert wurde. Pfade, in allen Richtungen sich kreuzend, führen von Haus zu Haus und lassen einen regen Verkehr unter den lebhaften Höhlenbewohnern voraussetzen.

Nach ihrer körperlichen Beschaffenheit zu urteilen, bleibt Not ihnen fern. Dabei beschränkt ihre Nahrung sich auf Wurzeln und kurzen krausen Rasen, das sogenannte Gramma- oder Büffelgras, über das gelegentliche Steppenbrände nur träge, also ungefährlich einherkriechen. Außerdem sind sie

der Mühe des Ansammelns von Wintervorräten überhoben. Denn stellen sich erst Frost und Schneestürme ein, so verstopfen die Tiere alle Ausgänge und kugeln sich zusammen, um so lange im traumlosen Schlaf zu verharren, bis die ersten warmen Frühlingstage sie zu neuem fröhlichen Leben wachrufen. Öffnet wirklich der eine oder der andere erfahrene Veteran seine Haustür verfrüht, so steht nach dem Zeugnis der Eingeborenen und weißen Jäger ein baldiger Umschlag des Wetters sicher zu erwarten.


Präriehunde.

Wunderbarerweise ist eine kleine Eule Mitbewohnerin der unterirdischen Ansiedlungen. Um aber die winterliche Abgeschiedenheit mit den vertrauten Hausgenossen nicht zu teilen, was dem Hungertode gleichkäme, wählt sie auf deren Dauer leerstehende Röhren, von wo aus sie nach Belieben Jagdausflüge unternehmen kann. Im übrigen lebt sie mit ihren Gastfreunden im besten Einvernehmen. So kann man sie beobachten, wenn sie gegen Abend diesen oder jenen Bau verläßt und nach kurzem Umherschweifen in einem anderen verschwindet.

Ähnlich hat die drei Fuß und darüber lange Prärieklapperschlange sich bei dem friedlichen Völkchen eingebürgert,

eine geradezu widersinnige Vereinigung von Vierfüßler, Vogel und giftigem Reptil, also von Tieren, die nach den Gesetzen der Natur einander feindlich gegenüberstehen. Förderte die Beobachtung, soweit sie unter den schwierigen Verhältnissen möglich ist, den Glauben an ein idyllisches Gemeinwesen, so erscheint er mindestens gewagt. Die Möglichkeit ist zwar nicht ausgeschlossen, daß die durch zahllose Generationen angestammte Gewohnheit sie zu verträglichen Hausgenossen ausbildete. Dadurch wird indessen der Verdacht nicht abgeschwächt, daß wenn der eigentliche Hausmeister den etwaigen Gelüsten der Eule auf seinen jungen Nachwuchs energisch zu begegnen verstände, die Schlange in dem Bewußtsein der Überlegenheit dieses oder jenes Familienmitglied, solange es noch nicht zu groß für ihren dehnbaren Hals, bei erwachendem Appetit einfach verschlingt. Bleibt also die Wahrscheinlichkeit, daß sie entweder verödete Wohnungen aufsucht, um daselbst ihre Winterstarrheit zu verbringen, oder sich in solchen häuslich einrichtet, aus denen sie die ursprünglichen Besitzer durch böse Tätlichkeiten vertrieb.

Doch wer vermöchte die Geheimnisse zu enthüllen, die sich da unten in den finsteren Erdgängen abspielen? Es wird so sein wie unter den ewig hadernden Menschen, nur mit dem Unterschied, daß die gefährlich bewaffneten Tiere unter dem Banne eines unwiderstehlichen Naturtriebes ihre verderblichen Angriffe nie gegen ihresgleichen richten.

Unzählige Reisende und Auswanderer haben auf den Wegen zwischen den östlichen Staaten und dem Eldorado des Westens derartige Kolonien gekreuzt. Diesen wie deren scheuen Bewohnern, die nur in der Ferne vereinzelt sichtbar, schenkten sie indessen kaum mehr Aufmerksamkeit als den von einem plötzlich aufspringenden Wirbelwinde emporgedrehten Säulen ausgedörrter Gras- und Pflanzenteile. Sogar der bestimmte Zwecke verfolgende Forscher gelangte mit seinen Erfolgen nicht über eine bestimmte Grenze hinaus; es sei denn, die Neigung hätte ihm innegewohnt, liebevoll tiefer in das Wesen und Treiben der Tiere einzudringen,

sie gewissermaßen als Persönlichkeiten zu betrachten und aus ihrem Gebaren eine Grenze zwischen Instinkt und Intelligenz herauszulesen. Was er auf solche Art mühevoll einheimst, bietet ihm selbst nicht nur reiche Genüsse, sondern auch Schätze, die wohl verdienen, erhalten zu werden, und zwar dann noch, wenn der Pflug längst über die entvölkerten Ansiedlungen hinwegglitt.

Einen erfreuenden Anblick gewährt solche Kolonie, wenn es glückt, unbemerkt in deren Nähe oder, einer trockenen Wasserrinne vorsichtig nachfolgend, eine Strecke hineinzugelangen. Überall, soweit das Auge reicht, Lust und Regsamkeit. Hie und da sitzt auf dem als Warte dienenden Hügel, aufrecht nach Eichhörnchenart, der etwas größere und vierschrötigere gelbgraue Eigentümer. Das kurze steife Schwänzchen ist in fortwährender Bewegung, schlägt gleichsam den Takt zu den kläffenden Ausrufen. So einen sich zahlreiche Stimmen zu einem wunderlichen Chor, in dem sich eine unbegrenzte Sorglosigkeit verrät. Kaum aber rührt der Beobachter sich merklich, so verstummen sie, und wie durch Zauberschlag sind die niedlichen Geschöpfe verschwunden. Nur die Köpfchen vereinzelter Kundschafter lugen noch aus den Höhleneingängen hervor und warnen durch heftiges Schmähen vor drohenden Gefahren. Verhält man sich fernerhin regungslos, dann erfordert es keine zu lange Geduldprobe, bis ein verwegenerer Wachposten sich wieder ins Freie hinauswagt. Nach kurzer Umschau besteigt er seine Burg, von wo aus er die zurückgekehrte Sicherheit geräuschvoll verkündet. Eines nach dem anderen erscheinen die furchtsamen Tiere abermals auf der Oberwelt, wo das muntere Treiben alsbald von neuem beginnt. Ein behäbiges Mitglied der merkwürdigen Genossenschaft stattet auch wohl dem Nachbar einen Besuch ab, der ihn durch verbindliches Schweifwedeln willkommen heißt und ihm höflich ein Plätzchen an seiner Seite einräumt. Abwechselnd kläffend, scheinen sie sich in einen Gedankenaustausch zu vertiefen.

Nach kurzer Frist steigen sie schwatzend in die Wohnung hinab, kommen aber nach kurzem Verweilen wieder hervor,

um in drolligem Schritt die Wanderung zu einem entfernter lebenden Freunde oder einer Freundin anzutreten, die nach flüchtigem Verständnis sich an dem Spaziergange beteiligen. Im Vorbeigehen begrüßen sie andere Bekannte, worauf man sich voneinander trennt und jeder die Richtung nach der eigenen Wohnung einschlägt, vor deren Tür er von seinem mutwilligen Nachwuchs erwartet wird.

Stundenlang könnte man, ohne zu ermüden, dem wechselnden Schauspiel zuschauen. Es fehlt nur noch, die Sprache der Tiere zu verstehen, um sie in ihren heimlichen Unterhaltungen belauschen zu können.

Furchtlos suchte der Präriehund damals seinen Weg zwischen den Hufen der weidenden Bisonherden hindurch. Erst wenn weiße oder braune berittene Jäger diese scheuchten und die Erde unter dem Stampfen der Riesenleiber dröhnte, verwandelte die freundlich belebte Ebene sich plötzlich in eine starre Einöde. Höchstens, daß hie und da ängstliches Kläffen gedämpft aus der Tiefe heraufklang.

Selten werden die harmlosen Tiere um des schmackhaften Fleisches willen erlegt; seltener noch, um, der Wissenschaft dienend, Exemplare für zoologische Sammlungen zu erbeuten. Zu schwierig ist es, des einen oder des anderen habhaft zu werden. Selbst der von dem versteckten Schützen auf seiner Warte tödlich getroffene Sicherheitsposten stürzt kopfüber in die Höhle hinab, wo er unerreichbar bleibt. Hofft man aber, mit dem Arm hineinlangend, ihn noch zu erhaschen, so ereignet es sich zuweilen, daß einem das unheimliche Rasseln der Klapperschlange entgegentönt und fernere Versuche gründlich verleidet. Erst spätere Ausgrabungen haben es ermöglicht, junge Tierchen einzufangen und an zoologische Gärten zu übermitteln.

Wie so manchen anderen Geschöpfen steht auch diesen allerliebsten Präriebewohnern bei der Zunahme der Ansiedler und der sich kreuzenden Heerstraßen der allmähliche Untergang bevor. Es wird die Zeit kommen, in der man, um junge Saaten und Getreidefelder gegen Schädigung zu sichern, zu allen nur denkbaren Mitteln greift, sie gänzlich auszurotten.

Ein betrübender Gedanke. Doch die Kultur fordert gebieterisch ihre Rechte. Auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unaufhaltsam vordringend, vernichtet und wirkt sie schöpferisch zugleich. Dem Verderben fällt anheim, was ungeeignet ist, sich ihren Gesetzen anzupassen, gleichviel ob das Geschlecht des Präriehundes oder das seines bereits fast ausgestorbenen riesenhaften Kollegen, des wandernden Bisons, der einst über Tausende und Abertausende Quadratmeilen gleichsam unumschränkt herrschte und nur einen verhältnismäßig kaum nennenswerten Tribut an die auf seinen Spuren lebenden Eingeborenen zahlte. Balduin Möllhausen.

Ein Wunder. — Die Rolle des Liebhabers der Köchin oder des Küchenpersonals überhaupt, die bei uns der Soldat, sei es Infanterist, Artillerist oder Kavallerist, spielt, nimmt in England der Polizist ein. „Bob", wie sein Spitzname in London lautet, ist der Schatz der Köchin und findet sich Abends häufig in der warmen Küche.

In der Villa eines reichen englischen Bankiers wurde eines Abends vom Kammerdiener des Hausherrn ein Einbrecher abgefangen, der durch eines der offenstehenden Gartenfenster ins Haus eingedrungen war. Der Diener, ein hünenhaft gebauter Mensch, packte den Verbrecher und schleppte ihn mit Hilfe des herbeigeeilten Kellerburschen in das Arbeitszimmer des Herrn.

„Soll ich einen Polizisten holen?" fragte der Kellerbursche.

„Natürlich," antwortete der Hausherr, „oder vielmehr lassen Sie nur, ich werde einem klingeln." Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und sagte dem erscheinenden Diener: „Gehen Sie in die Küche hinunter und bringen Sie mir einen oder zwei Polizisten herauf."

Der Diener, ohne über den sonderbaren Befehl des Herrn, aus der Küche einen Polizisten zu holen, erstaunt zu erscheinen, verschwand, kam aber nach wenigen Augenblicken wieder mit der Meldung, es seien keine Polizisten im Hause anwesend.

„Was," rief der Bankier zweifelnd, „es befände sich in

meiner Küche, wo eine Köchin, zwei Küchenmädchen, eine Aufwäscherin und zwei oder drei Hausmädchen sind, kein Polizist! Dies ist ein offenbares Wunder, und unserem Einbrecher soll es zu gute kommen. Wilson, lassen Sie den Burschen laufen!" W. St.

Abergläubische Geschäftsleute. — Daß klar denkende, kühl berechnende Kaufleute abergläubisch sein könnten, möchte man bezweifeln, aber die Tatsache steht trotzdem fest. So wagt es kein Mitglied der Londoner Börse, einen neuen Bleistift zu gebrauchen, um seine Notizen zu machen. Alle Makler und Händler benützen kleine Bleistiftstümpfchen, die sie kaum in den Fingern halten können, denn ein langer und gar ein neuer Bleistift bringt unfehlbar Unglück. Am glücklichsten ist derjenige, der einen kurzen Bleistiftstummel findet, und über einen solchen, der zufällig am Boden entdeckt wird, balgen sich manchmal die würdigsten alten Herren wie die Schulbuben.

Absolut zu vermeiden ist es ferner, während der Geschäftsstunden jemand die Hand zu schütteln. Damit wechsle das Glück, glaubt man. Tatsache ist, daß sowohl die Chefs als auch die Angestellten vieler Bankhäuser während der Stunden zwischen zehn Uhr Vor- und sechs Uhr Nachmittags auch mit ihren besten Freunden keinen Händedruck wechseln.

Auch Edison, der große Erfinder, ist abergläubisch. Er hält nämlich den Freitag für seinen — Glückstag. An einem Freitag gelangen ihm seine bedeutendsten Erfindungen, und er behauptet, an diesem Tage seine glücklichsten Gedanken zu haben.

Die große transatlantische Dampfschiffgesellschaft „White Star" in England endlich ist derart abergläubisch, daß sie die Zahl dreizehn auf allen ihren Schiffen hat ausmerzen lassen. Keine Kabine, kein Boot und kein Instrument trägt die gefürchtete Zahl. Der Grund soll darin liegen, daß die Gesellschaft einen ihrer großen Dampfer auf seiner dreizehnten Reise über den Ozean an einem dreizehnten Tage des Monats verlor.

Eine sonderbare Widerlegung dieses Aberglaubens be-

steht in der Tatsache, daß bei dem schrecklichen Untergang des großen Passagierdampfers „Drummond Castle“ im Jahre 1896 nur ein einziger Reisender gerettet wurde, und zwar gerade derjenige, der die Kabine Nummer dreizehn bewohnt hatte. W. St.

Frühlingsglöckchen. — Nicht leicht besitzt wohl eine Blume — und noch dazu eine so kleine, unscheinbare Blume — so viele und verschiedene Benennungen oder Beinamen wie des Frühlings holder erster Bote, das Schneeglöckchen oder Frühlingsglöcklein, das seine schneeweißen Blütenglöckchen unter dem Schnee hervor bereits zeigt, noch ehe die schmalen grünen Blätter kommen. „Perceneige“ heißt man es darum in Frankreich, weil es „den Schnee durchbricht“. „Schneetröpfli“ oder „Amselblümli“ sagt man in der Schweiz, weil das kleine weiße Blümchen nicht nur den Schnee verträgt, sondern außerdem seine Blüte zugleich mit dem Gesang der Amsel erhebt.

Welkt es schnell, so sieht man dies zuweilen als eine Art von Wetterprophezeiung an und glaubt dann, daß der Sommer nur kurz wird. Fast überall aber freut man sich, wenn es möglichst früh erscheint und möglichst lange bleibt. Nur in Südengland, in Downshire, ist das Schneeglöckchen sogar gefürchtet, und man liebt es gar nicht, es ins Haus gesendet zu erhalten, weil man dort der Meinung ist, es gleiche einer weißgekleideten Leiche.

Im Norden Europas, in Dänemark und Norwegen, gibt man der ersten Frühlingsblume keinen hübschen Namen. „Wintergeck“ oder „Sommernarr“ heißt man sie dort in spöttelnder Anspielung auf ihr verfrühtes Erscheinen.

Übrigens besitzt unser anspruchsloses, bescheidenes Schneeglöckchen, das den lateinischen Namen Galanthus nivalis führt, nicht etwa seine Heimat hoch im kalten Norden, sondern stammt im Gegenteil aus den warmen Ländern Südeuropas und Westasiens. Von da aus hat man einst im 16. Jahrhundert es zuerst nach Mittel- und Nordeuropa verpflanzt, und Linné, der große schwedische Naturforscher (1707—1778), hat es bereits vorzugsweise gern in seinem

Garten zu Hammarby bei Upsala als anmutige Zierpflanze gehegt und gepflegt. K. R.

Das Geld liegt auf der Straße. — Vor fünfzehn Jahren hatte ich ihn zum letzten Male gesehen. Er arbeitete damals zum Baumeisterexamen und war voller Ideen und großartiger Pläne. Ich weiß noch, wie er jedesmal Feuer und Flamme war, wenn er davon sprach. Da ist mir noch die Brücke über den Kanal von Frankreich nach England erinnerlich, deren Konstruktion er fix und fertig im Kopf hatte, ebenso die Schwebebahn vom Gipfel der Jungfrau zu dem des Montblanc. Leider zeigten die Herren Examinatoren wenig Verständnis für die praktische Phantasie von Rolf Hiller, und so wurde er auf Grund seiner ersten eingereichten Arbeit gar nicht zum Examen zugelassen. Er versuchte es dann noch einmal und fiel durch. Gleich darauf machte ich eine größere Reise und verlor ihn aus den Augen, bis ich ihn zufällig in der Hauptstadt wieder treffen sollte.

Ein schöner Frühlingsnachmittag hatte mich vom Schreibtisch ins Freie gelockt, und ich schlenderte durch den Tiergarten. An einem abgelegenen Wege saß auf einer Bank eine ziemlich fragwürdige Gestalt. Ich wollte schon möglichst unbemerkt vorbeigehen, als ich stutzte. War das nicht Rolf?

Er hatte mich besser erkannt als ich ihn und benahm mir rasch jeden Zweifel. „Ja, ja," sagte er, „ich bin's, dein alter Rolf." Er reichte mir jovial die Hand hin, in die ich, wenn auch zögernd, einschlagen mußte.

Dabei musterte ich verstohlen seine heruntergekommene Erscheinung. Die abgeschabte Kleidung, die schmutzige Wäsche mit ausgefransten Manschetten und Kragen zeigten nur zu deutlich, in welchen Verhältnissen er lebte. Es ging ihm offenbar höchst traurig, und mein Mitleid regte sich für diesen Mann, den wir alle einst wegen seiner guten Laune und seiner unversiegbaren Quelle origineller Einfälle bewundert hatten.

„Welch merkwürdiges Zusammentreffen!" bemerkte ich

und setzte mich zu ihm auf die Bank. „Geht es dir nicht gut?"

„Wie kommst du darauf? Mir nicht gut? Ich bitte dich! Großartig! Einfach großartig! Bin auf dem besten Weg, in kürzester Zeit Millionär, was sage ich, Milliardär zu werden. Ich sage dir, die amerikanischen Multimillionäre werden durch mich gänzlich in den Schatten gestellt werden. Ja, ja, das gute alte Europa hat doch immer noch die besten Köpfe!"

„Aber ich verstehe dich nicht. Bist du irgendwo als Baumeister engagiert? Oder —"

„Baumeister! Haha! Den Grempel hab' ich glücklicherweise längst über Bord geworfen. O nein! Ich lebe von meinem Ingenium als frei schaffender Wohltäter der Menschheit. Du bist ja auch so etwas Ähnliches als freier Schriftsteller. „Nur die Freiheit brütet Kolosse aus," sagt sehr richtig unser Schiller."

„Wenn man nur immer satt dabei zu essen hätte!" bemerkte ich etwas kleinlaut und sah mit einem Blick des Bedauerns auf sein verhungertes Gesicht und seine stechenden Augen, die immer nach etwas zu suchen schienen.

„Wie du sprichst!" wies er mich zurecht. „Ich sage dir ja, ich bin demnächst unermeßlich reich. Kannst dich übrigens beteiligen. Ein Paar Milliönchen werden mit Leichtigkeit für dich abfallen, bei meinen großartigen Ideen!"

„Wie? Du hast immer noch deine —"

„Ideen, natürlich! Nur daß das damals Kinderspiele waren gegen die jetzigen. Aber ehe ich dich einweihe, muß ich mich stärken."

Er griff in die Brusttasche und holte zu meinem Entsetzen eine platte Schnapsflasche hervor, aus der er einen tüchtigen Zug tat. Er versäumte nicht, mir auch die Flasche hinzuhalten, und als ich, innerlich schaudernd, dankte, versicherte er: „Du tust unrecht. In dieser Flüssigkeit schlummern Gedanken, die auf raschen Schwingen nach dem Gehirn schweben. Aber nun höre!"

Er sah sich mehrere Male scheu um, als wenn er fürchte,

belauscht zu werden, und begann dann fast flüsternd: „Siehst du, lieber Freund, das Geld liegt tatsächlich auf der Straße. Die Menschen sehen es nur nicht oder sind zu dumm, das, was sie sehen, auszunützen. Du wirst doch von der belgischen Südpolexpedition gehört haben? In dem Bericht liest man, daß jetzt Südpatagonien und Feuerland zu den reichsten Ländern der Erde gehören durch die ungeheuren Schafherden. Das ist aber noch gar nichts gegen die Pinguinenfarmen, die ich demnächst ins Leben rufen werde. Dort unten um den Südpol, in der Antarktis, leben ja diese Vögel zu Millionen und Abermillionen. Auf Wilkes- und Grahamland und den übrigen Gebieten da unten herum werden nun Leute stationiert, die weiter nichts zu tun haben, als monatlich so und so viele Pinguinen zu liefern. Sagen wir täglich zwanzigtausend. Das macht bei der unglaublichen Fülle und Vermehrung dieser Vögel gar nichts aus. Beträgt nun der Reingewinn durch das sehr ausnützbare Fett nach Abzug sämtlicher Unkosten pro Vogel nur zehn Pfennig, so sind das täglich zweitausend Mark oder im Jahr rund siebenhundertzwanzigtausend Mark. Nette Summe, was?"

„Aber der Transport!" warf ich zweifelnd ein.

„Ist alles geregelt! Ich bin so viel Patriot, um dieses Unternehmen ganz auf nationaler Basis halten zu wollen. Die „Deutsche antarktische Pinguinenfettgesellschaft" rüstet in kürzester Zeit eine Reihe von Schiffen aus, die mit allem Nötigen versehen sind, und schon im nächsten Jahr überschwemmen wir den Weltmarkt mit dem neuen Produkt."

„Die Menschheit wird also dann gewissermaßen im Fett ersticken," versuchte ich zu scherzen.

Er achtete nicht darauf, sondern fuhr unbeirrt fort: „Aber das ist noch nicht alles."

„Du hast noch andere Pläne?"

„Freilich. Denkst du, ich begnüge mich mit einer einzigen lumpigen Idee? Da ist zweitens die „Deutsch-amerikanische Goldwiederbelebungsvereinigung". Ja, schau mich nur erstaunt an! Es ist eine todsichere Sache, bei der ganz in

Ruhe gearbeitet werden kann, und dabei liegt das Geld nicht auf, sondern unter der Straße. Ist es etwa nicht wahr, daß täglich so und so viele Menschen sterben?"

„Unbestreitbar!" lächelte ich.

„Schön! Also weiter! Unzählige dieser Menschen haben Gold im Munde in Gestalt von Plomben und anderen Zahnarbeiten. Rechnet man nun den Wert des Karates Gold zu zwei Mark, so würde das bei fünfhunderttausend Menschen, jährlich gerechnet, gerade eine Million ausmachen, die da zu heben ist. Ungerechnet die fast zahllosen, die noch von früheren Jahren dort unten ruhen." Er sah mich strahlend an.

„Aber wie willst du denn das Gold heraufholen?"

„Das ist mein Geheimnis!" erklärte er wichtig. „Außerordentlich feine Instrumente, die ich alle patentiere lasse! — Ich habe aber noch mehr Ideen," setzte er hastig hinzu. „Da ist die „Kontinentale Beleuchtungsassoziation", die „Internationale Meeresschätzehebung", da sind schließlich die „Vereinigten Nordpoltunnelwerke"."

„Zu viel auf einmal, lieber Rolf!"

„Durchaus nicht! Aber laß es dir erklären! In gewissen, von mir haarscharf ausgemessenen Entfernungen werden über ganz Europa ungeheure Leuchttürme errichtet, die ihr elektrisches Licht gleichmäßig während der Nacht verteilen, so daß wir überhaupt keine Finsternis mehr haben werden und uns nicht mit den traurigen Laternen abzuquälen brauchen, die doch immer nur wie bessere Kerzen wirken. Das ist die „Beleuchtungsassoziation". Die Meeresschätze aber, die seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden im Wasser begraben sind, werden binnen kurzem nach meinem System alle gehoben sein. — Geradezu genial aber ist meine Idee zur Erreichung des Nordpols. Hast du schon einmal einen Tunnelbau im Gebirge gesehen? Nicht? Nun, dann wirst du dir doch wenigstens vorstellen können, daß dort Bohrmaschinen tätig sind, die den Gang durch den härtesten Felsen bahnen. Solche Maschinen — nach meiner ganz besonderen Angabe verbessert — werden

also an der Grenze des Packeises aufgestellt und bohren sich mit der größten Geschwindigkeit vorwärts, da ja Eis viel weicher ist als Gestein. Dahinter fährt langsam das Schiff. In spätestens einem Jahr ist die Expedition bis zum Nordpol, nimmt die nötigen Messungen vor und bohrt sich dann wieder zurück oder bis nach Amerika weiter. Ja, das ist das Ei des Kolumbus! Eben deshalb ist noch niemand darauf gekommen."

Ich sah ihn ängstlich von der Seite an und gewahrte, wie seine Augen unheimlich flackerten. „Aber die Kosten! Die schier unerschwinglichen Kosten für alle diese Unternehmungen!" wandte ich ein.

„Ist alles so ziemlich erledigt!" lachte er überlegen. Er faßte in die Brusttasche, wo auch die verdächtige Flasche ruhte, und brachte eine Art Aktenstück hervor, das er zitternd entfaltete. Es war zerknittert, voller Fettflecke und über und über mit Namen bedeckt. Er wies mit dem Finger darauf. „Siehst du, hier, ein Minister fünf Mark, ein Kommerzienrat zehn Mark und so weiter. Die Leute machen alle ein Bombengeschäft, da ihnen das Geld wahre Wucherzinsen bringen wird. Es ist doch ausgeschlossen, daß mir so viele Menschen ihre pekuniäre Beihilfe nur um meiner schönen Augen willen zugesagt haben. Nein, diese Leute wissen alle sehr wohl, daß da riesige Summen zu verdienen sind. Du beteiligst dich doch natürlich auch?"

Ich war einigermaßen überrascht durch diesen plötzlichen Überfall auf meinen Geldbeutel. „Für welches Unternehmen?" fragte ich zögernd.

„Ganz nach deinem Belieben."

„Für die Nordpolsache? Mit einer Mark vielleicht?"

„Ich möchte dir als Freund lieber raten, daß du dich an jedem der fünf Unternehmen beteiligst. Der Ertrag wird nämlich verschieden sein, und ich möchte nicht, daß du gerade bei dem weniger einträglichen —"

„Gut! Dann zahle ich pro Unternehmen fünfzig Pfennig. Kann ich den Betrag gleich entrichten?"

„Selbstverständlich!"

Ich zahlte zwei Mark fünfzig, die im Nu in seiner Hosentasche verschwunden waren, er notierte meinen Namen und erhob sich. „Ich werde dich bald einmal besuchen und über den Stand der Dinge Bericht erstatten," versicherte er. „Deine Adresse ist ja leicht zu finden, ich habe deinen Namen auch schon häufig in den Zeitungen gelesen. Addio!"

Glücklicherweise hat er sich bis heute noch nicht bei mir blicken lassen. Aber ich sehe ihn immer noch, wie er sich mit stolzen Schritten von der Bank entfernte und zwischen den Bäumen verschwand. Er schwebte förmlich dahin. Schwebte er nicht auch wirklich in den Wolken, dieser Ideenmensch? Max Hoffmann.

Der Geldschrank des Plautus. — Es war im Jahre 67 nach Christi Geburt, als Antistius Plautus, ein reicher, vornehmer Mann in Rom, erfuhr, daß der Kaiser Nero (54—68) die Absicht habe, sein Vermögen einzuziehen.

Schnell und in aller Stille wußte er seine liegenden Güter zu veräußern, ließ heimlich Nachts von ergebenen Sklaven sein Vermögen wegschaffen und gab dann vor, eine Reise unternehmen zu müssen. Gleichzeitig aber sorgte er dafür, daß überall die Nachricht sich verbreitete, er hätte seine Schätze in eine große Truhe wohl verpackt und eingeschlossen, die er, falls ihm auf seiner weiten Reise etwas zustieße, dem Kaiser Nero vermache.

So schläferte er jeden Verdacht des habgierigen Tyrannen ein, der ihn ruhig ziehen ließ und um den Reisenden sich nicht bekümmerte, welcher ungehindert sein Ziel, den fernen Bodensee, erreichte und dort, in der Gegend, wo heute Romanshorn liegt, sich eine neue Heimat gründete, indem er sich ein schönes Landhaus kaufte und zum Zeitvertreib ein großer Angler wurde.

Als Plautus nicht wiederkehrte, öffnete man auf Gebot des hohen „Erben" die geheimnisvolle Schatztruhe, die so inhaltschwer erschien und dennoch — völlig leer war!

Umsonst wütete der römische Kaiser. Antistius Plautus war und blieb mit seinen Reichtümern verschwunden und

kehrte erst nach Neros Ende in sein unvergessenes Vaterland zurück. K. N.

Tibetanische Pilger vor Lhassa. — Lhassa, die Haupt-



Tibetanische Pilger vor Lhassa.

stadt von Tibet, ist zugleich die heilige Stadt des lamaïtischen Buddhismus. Der Palast des Dalaï Lama, die heiligen Klöster, die den Palast umgeben, sind Jahr für Jahr das Ziel unzähliger Pilger. Ehe sie den Boden der Stadt

betreten, vollziehen die Büßer eine höchst eigentümliche Wallfahrt um den ganzen Umfang von Lhassa herum. Sie gehen fünf Schritte und werfen sich dann der Länge nach auf den Boden, erheben sich wieder und werfen sich wieder nieder, so daß sie den ganzen Umkreis mit ihrem Körper messen. Natürlich ist diese Bußfahrt sehr anstrengend und bald auch schmerzhaft, die Glieder ermüden, die Hände werden wund, aber der Pilger wirft sich unverdrossen weiter durch den Staub der Straße, in dem Wahne, damit ein gottgefälliges Werk zu tun. B. H.

Kleine Ursachen. — Der kürzlich verstorbene Werner v. Siemens, welcher in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter durch wichtige Entdeckungen auf technischem Gebiete so viel leistete, hat in seinen Lebenserinnerungen Züge aus seiner Jugend erzählt, die nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters waren und die ihn in seinem späteren Leben anspornten, mutig, unverdrossen und beharrlich alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich ihm entgegenstellten.

Seine drei Jahre ältere Schwester, welche zur Frau Pfarrer in Lenthe bei Hannover in die Strickschule ging, kam eines Tages von diesem Wege laut weinend in die elterliche Wohnung zurück und klagte, daß des Pfarrers Gänserich sie wieder angefallen habe, und sie weigerte sich trotz alles Zuredens ganz entschieden, den Weg dorthin wieder anzutreten. Da reichte der Vater dem fünfjährigen Werner einen Stock und sagte: „Dann soll dich dein Bruder hinbringen, der hoffentlich mehr Courage hat als du.“

Dieser Ritterdienst mochte dem Kleinen doch bedenklich erscheinen, denn der Vater belebte seinen Mut mit den Worten: „Wenn der Ganser kommt, so gehe nur forsch auf ihn los und haue mit dem Stocke tüchtig auf ihn, dann wird er schon fortlaufen.“

Also zog der Fünfjährige, das Schwesterchen an der Seite, mit des Vaters Stock zum Kampfe gegen des Pfarrers Gänserich aus.

Wie er das Hoftor öffnet, kommt richtig der bösartige

Ganser mit hochaufgerichtetem Halse und einem schrecklichen Gezische auf das Kinderpärchen angestürmt. Die Schwester reißt sofort laut schreiend aus, und ihr Beschützer zeigte nicht üble Lust, ihrem Beispiele zu folgen. Doch des Vaters Rat bannte ihn an die Stelle, er hob den Stock und rückte dem Ungeheuer herzhaft zu Leibe, und nachdem er ihm ein paar fühlbare Denkzettel aufgenötigt, floh der streitlustige Ganser mit der ganzen Gänsefamilie laut schreiend in den hintersten Winkel des Pfarrhofes.

Werner v. Siemens sagt selbst, daß dieser Vorgang einen dauernden Eindruck auf sein Gemüt gemacht, und daß ihn unzählige Male in späteren schwierigen Lagen der Sieg über den Gänserich unbewußt dazu angespornt habe, drohenden Gefahren nicht auszuweichen, sondern sie durch mutiges Entgegentreten zu bekämpfen. C. T.

Gehirnhygiene. — Das Gehirn des Menschen ist heutzutage eines der am meisten in Anspruch genommenen Organe. Aber pflegt man es auch dementsprechend? Mit nichten! Jedermann weiß, daß die Beine ausruhen müssen, wenn sie müde sind, daß aber das gleiche auch fürs Gehirn gelte, daran denken die wenigsten, und durch solche Nachlässigkeit ruinieren sich viele und werden die Beute schwerer Gehirnkrankheiten und geistiger Erschöpfungszustände, die manchmal zu beseitigen sind, oft aber fürs ganze Leben ihre Spuren zurücklassen.

Man spürt Müdigkeit des Gehirns, Unlust zu geistiger Arbeit, auch leichtester Art, selbst zum Lesen und Plaudern. Statt sich nun Gehirnruhe zu gönnen respektive die durchs Studium übermüdeten Gehirnpartien auszuruhen, indem man einen Spaziergang ins Freie unternimmt, der die Lebensgeister erfrischt, die Muskeln betätigt und dem Gehirn wohltuende Ablenkung gibt, oder etwas Leibessport, Turnerei, Gartenarbeit mit nötigem Vorbedacht, also ohne Übermaß betreibt, werden Genußmittel in Gebrauch gezogen, die das Gehirn anpeitschen. Statt der Ruhe die Peitsche! So etwas rächt sich natürlich mit der Zeit: die Erschlaffung folgt der Überreizung auf dem Fuße.

Wie viele haben schon Gelegenheit gehabt, sich von dem Werte einer geregelten Gehirnpflege zu überzeugen, wenn sie in schwere Examina ziehen! Leute, die sich vor den Prüfungen etliche Ruhepausen gönnten, für genügenden Schlaf und gute Muskelarbeit während der harten Zeit der geistigen Anstrengungen sorgten, bestanden das Examen besser als diejenigen, die das Gehirn bis zum letzten Augenblick in Tätigkeit und Aufregung hielten. Kein Wunder, denn jeder Teil unseres Körpers hat seine Kraftquelle, die sich durch Mißbrauch früher oder später erschöpfen läßt. Leute, die schon in ihren Dreißiger- oder Vierzigerjahren an Gehirnerschöpfungszuständen leiden, verkünden uns eben, daß sie ihre Nervenkraftquellen frühzeitig über Gebühr in Anspruch nahmen und also erschöpften.

Die Seelenstörungen nehmen überhand, weil wir keine Gehirnhygiene üben. Die Kenntnis der ersteren wie der letzteren und der Zusammenhang zwischen beiden muß in immer breitere Kreise dringen, damit der Menschheit auch in seelischer Beziehung Besserung geschaffen werde. Es ist beklagenswert, daß so viele auch der Gebildetsten gar keine Kenntnis von Seelenstörungen haben und daß auch bei vielen Ärzten noch die Ansicht vorherrscht, daß erst jede Provinz des Seelenlebens verwüstet sein müsse, ehe der Kranke für geisteskrank erklärt werden darf.

„Da der Irrsinn“ — so sagt der amerikanische Arzt Dr. Fewson sehr richtig — „wie jede andere Erkrankung auf äußeren Ursachen beruht, so ist es geradeso wichtig, die Anfänge dieser Erkrankung rechtzeitig zu erkennen und richtig zu behandeln wie bei jeder anderen Krankheit, ja noch mehr. Wird das Vorläuferstadium des Irrsinns recht erkannt und richtig behandelt, so kommt es gar nicht zur Entwicklung des Wahnsinns, namenloses Elend für den einzelnen und für ganze Familien wird verhütet.“

Hier hat die Gehirnhygiene ihr Machtwort zu sprechen, welche Gehirnruhe anordnet bei mäßiger Bewegung des übrigen Körpers, richtiger Diät, Vorsorge für gute Luft, Zerstreuung in angemessener Gesellschaft und dergleichen mehr.

Unterleibsstörungen, Darmträgheit müssen behoben werden, denn in ihnen steckt oft die Wurzel schwerer Gehirnschädigung, da sie Verwesungsstoffe im Körper bilden, die gleich giftigen Gasen nach oben steigen und das Gehirn verwüsten.

Wie viele Fälle von Melancholie sind auf der Grundlage der Gehirnüberanstrengung bei gleichzeitiger Körper- und also auch Darmträgheit entstanden!

Ein hervorragender Arzt war es, der da ausrief: „In jedem Menschen schlummert der Keim zum Wahnsinn. Ringen wir mit allen Kräften, daß wir ihn ersticken.“ Dazu ist aber vor allen Dingen eine gute Allgemeinhygiene, eine Pflege des gesamten Körperlebens, und eine Gehirnhygiene im besonderen von nöten, Vermeidung aller Schädigungen unseres Gehirns, Einschränkung der überhandnehmenden Nervenreizmittel, Sorge für ausgiebige Gehirnruhe, die heute mehr denn je gefordert werden muß. Ew. Paul.

Amerikanische Entführungsromantik. — Auch in Liebesangelegenheiten ist man im Lande der Freiheit sehr praktisch und entschlossenen Mutes. Will der gestrenge Herr Papa nicht seine Einwilligung geben, so läßt die verliebte Schöne ohne viel Bedenken sich von ihrem Auserkorenen entführen. So war es von jeher. In Virginia, Ohio, Kentucky, Tennessee und anderen Staaten geschahen in früherer Zeit, vor der Ära der Eisenbahnen, die Entführungen gewöhnlich zu Pferde. Der Verliebte sorgte für die besten Renner und sprengte im tollsten Galopp mit der Geliebten davon. Der ergrimmte Vater der entführten Schönen, die Verwandten desselben und manchmal ein Schwarm von dienstbereiten Freunden ritten, sobald das Geschehene entdeckt worden war, hinterdrein, und es entstand eine wilde Hetzjagd. Selten aber wurde das Liebespärchen eingeholt. Fast immer hatte es Vorsprung genug, um rechtzeitig über die Grenze in den nächsten Staat zu kommen, wo in der ersten Ortschaft der im voraus bestellte Scheriff bereit war und die Trauung schnellstens bewerkstelligte. Dann erwartete man ganz ruhig die Verfolger.

kamen sie angestürmt, gab es heftige Vorwürfe, dann trat allmählich mildere Stimmung ein, und zum Beschluß wurde bei Punsch und Wein meist in Rührung geschwelgt und die Versöhnung gefeiert. In den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts waren derartige Entführungen so beliebt geworden, daß manche junge Dame ihren kapriziösen Sinn darauf setzte, durchaus entführt werden zu wollen, obgleich ihrer Vereinigung mit dem Erwählten ihres Herzens eigentlich gar kein Hindernis im Wege stand. Die reizende Romantik einer solchen Entführung übte eben einen unwiderstehlichen Zauber auf sie aus.

In dem vom gewaltigen Mississippistrom durchflossenen Louisiana geschahen die Entführungen meistens zu Wasser. Eine allgemeine Sympathie kam solchen Liebesleutchen allenthalben hilfebereit und beschützend entgegen. Die alten und die jungen Ladies in der Damenkajüte der großen Stromdampfer offenbarten sich sogleich als die zärtlichsten Freundinnen und Beschützerinnen der jungen entführten Dame, und die Gentlemen im großen Herrensalon des Dampfers tranken freundschaftlich mit dem Entführer auf den glücklichen Ausgang des preiswürdigen Unternehmens. Gewöhnlich suchte man einen der schnellsten Flußdampfer zur Ausführung des Planes aus, aber bisweilen konnte es auch geschehen, daß das Fahrzeug unterwegs häufig am Ufer anlegen mußte und von einem anderen schnellen Dampfer, der die Verfolger an Bord hatte, eingeholt wurde. Dann befleißigte sich der Kapitän der rührendsten Sorgfalt für die gefährdeten Liebesleutchen. Er versteckte sie so gut, daß die eifrigen Verfolger trotz der gründlichsten Nachforschungen sie nicht aufzufinden vermochten. Niemand an Bord übte tückischen Verrat. J. O. H.

Ein praktisches Staatskleid. — Die Moden- und Toilettensorgen vieler Damen und vieler Ehemänner würden vermindert werden, wenn eine alte holländische Sitte auch bei uns Eingang fände. Jede Holländerin setzt einen Ehrgeiz darein, ein schwarzes seidenes Spitzenkleid zu besitzen, sei es als Erbstück von ihrer Mutter, Großmutter oder gar Ur-

großmutter, sei es für sie selbst gemacht. Dies Staatsstück ist nämlich keiner Mode unterworfen, trägt sich auch nicht ab und wird niemals unansehnlich. Die glückliche Besitzerin eines solch wertvollen Garderobestückes mag es unbesorgt zu jeder festlichen Gelegenheit, ob ernster, ob heiterer Natur, anziehen, sie wird immer nicht nur elegant aussehen, sondern auch von der Gesellschaft als elegant anerkannt und bewundert werden, möge das Kleid noch so alt sein. Man geht in Holland so weit, die Garderobe einer vornehmen Dame nicht für vollständig zu halten, wenn diese schwarze Spitzenrobe darin fehlt. Dieselbe wird ohne Naht, ganz in einem Stück, von den Spitzenarbeiterinnen nach Maß und Auswahl des Musters angefertigt, kann aber lose und bauschig um die Taille sitzen und die etwa überschüssige Länge des Rockes durch geschicktes Raffen unterbringen, falls das Kleid ursprünglich nicht für die Trägerin berechnet worden ist. Fehlende Länge kann durch angesetzte Spitze ergänzt werden.

Auf diese Weise ist zwar die erste Ausgabe für eine solche Robe sehr hoch, wird aber im Laufe der Jahre vielmals durch die ersparten sonstigen Staatskleider wieder eingebracht. Es wäre daher gar nicht übel, wenn die Idee der praktischen Holländerinnen sich in unsere eleganten Kreise einbürgerte. Cl. D.

Kartoffeln und Petroleum. — Die Arbeiten, welche der Chemiker in seinem Laboratorium zu wissenschaftlichen Zwecken vornimmt, sind in den letzten Jahrzehnten zum Teil zu Ausgangspunkten großer Industrien geworden, deren gemeinsames Kennzeichen es ist, daß sie aus Nebenprodukten bei der Reinigung oder Bearbeitung gewisser Naturerzeugnisse einen größeren Nutzen erzielen als aus dem Stoffe selbst. Während man zum Beispiel noch vor zehn Jahren die Abfälle bei der Petroleumreinigung als wertlos fortwarf, erzeugt man heute daraus zweihundert verschiedene Nutzartikel. Ungefähr vierzehn Millionen Mark werden jährlich aus diesen Abfällen des Petroleums durch die verschiedenen Industrien gewonnen.

Ähnlich ist es mit der Kartoffel. Sie hat schon in früheren Zeiten Nebenprodukte geliefert, doch war die Verarbeitung zu Stärkemehl, Dextrin, Traubenzucker nicht entfernt so lohnend wie jetzt, wo besondere Industrien entstanden sind, welche diese aus der Kartoffel gewonnenen Stoffe verarbeiten.

Als die Kartoffel in Deutschland eingeführt wurde, beabsichtigte man lediglich, ein billiges Volksnahrungsmittel zu gewinnen. Heute werden 12½ Prozent der gesamten Ackerflächen Deutschlands mit Kartoffeln bebaut, und der Ernteertrag beträgt jährlich ungefähr eine Milliarde Mark. Aber nur ein Teil der Früchte dient den Zwecken des Verzehrs, der andere wird industriell verwertet und zwar hauptsächlich zur Herstellung von Spiritus. Außer zur Schnapsbereitung wird dieser in einer großen Menge von Industrien verwendet, zum Beispiel bei der Herstellung von Tinkturen, Firnissen, Parfümerien, Extrakten; in der Färberei und Rübenzuckerfabrikation; man benützt ihn zur Bereitung von Essig, Äther, Chloroform und anderen in der Arzneikunde verwendeten Mitteln; zur Fabrikation von Knallsäuresalzen, Soda, Pottasche, Teerfarben; zum Konservieren von Substanzen, welche leicht der Fäulnis unterworfen sind; endlich als Brennmaterial. Der Spirituskocher mit seinem kleinen bläulichen Flämmchen ist den Lesern aus frühester Jugend her bekannt, neuerdings baut man aber auch kleine transportable Spiritusheizöfen und Spiritusmotoren. In jüngster Zeit hat man sogar Versuche gemacht, mit Spiritus große Dampfschiffe zu treiben, doch sind diese Versuche noch nicht abgeschlossen.

Seit länger als zehn Jahren arbeiten endlich die Techniker an einer Erfindung, welche die Verwendung des Spiritus zu Beleuchtungszwecken ermöglichen soll.

Die Kartoffeln enthalten ungefähr 21 Prozent Stärke, und da diese in der Industrie sehr viel Verwendung findet, lohnt es sich, Stärkemehl aus der Kartoffel zu gewinnen. Das geschieht durch Maschinen, welche die Kartoffeln mit Hilfe von rotierenden Zylindern zerschneiden oder zerreiben.

Der entstehende Brei wird ausgewaschen und das Stärkemehl dabei abgesondert. Die Rückstände sind noch als Viehfutter, auch zur Stärkezucker- und Papierbereitung verwendbar. Stärke dient in jedem Haushalte zum Stärken der Wäsche, in der Textilindustrie zur Appretur, zum Beizen von Baumwolle, beim Färben mit Anilinfarben, zur Herstellung von Schlichte, zum Leimen des Papiers, zur Herstellung von Kleister, Nudeln, Kartoffelsago und sogenanntem Kraftmehl. Als Rohstoff dient die Stärke wiederum einer anderen wichtigen Industrie, nämlich der Fabrikation des Dextrins und des Traubenzuckers. Dextrin gewinnt man aus Stärkemehl durch Erhitzen und durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure. Dextrin vertritt das Gummi in verschiedenen Industrien und ist bedeutend billiger als dieses. Man benützt es zum Verdicken, zum Beizen und Färben beim Zeugdruck, zum Appretieren und Steifen von Zeugen in der Bunt- und Luxuspapierfabrikation, beim Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Herstellung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen, als Mundleim, zur Bereitung von Tinte, als Verbandmittel in der Medizin und als Zusatz zu Pflanzenextrakten in der Apotheke.

Durch Abdampfen und Entsäuern erzeugt man aus der Kartoffelstärke den sogenannten Stärkesirup, der kristallisiert oder in Sirupform in den Handel kommt und gewöhnlich den Namen Traubenzucker führt. Dieser Traubenzucker spielt eine große Rolle bei der Weinbereitung, und seine Anwendung ermöglicht es, selbst minder guten Most verwendbar zu machen; man braucht ihn zur Herstellung der Zuckercouleur bei Likören und Bonbons, endlich in der Mostrich- und Tabakfabrikation.

Gehen wir nunmehr zum Petroleum über. Bei der Reinigung des Rohöls scheiden sich zuerst die sogenannten Essenzen ab: der Petroleumäther und das Benzin. Letzteres ist in jedem Haushalt bekannt; es dient zur Entfernung von Flecken und als vortreffliches chemisches Waschmittel. Man verwendet Benzin ferner zur Auflösung von Fetten und Paraffin, Kautschuk, Asphalt und Terpentin; zum Aus-

ziehen von Öl aus Samen, zum Entfetten von Wolle, zur Herstellung von Lacken und Firnissen. Eine große Bedeutung hat das Benzin in den letzten Jahren für den Betrieb der Kraftwagen, der sogenannten Automobile, gewonnen. Das ebenfalls als Nebenprodukt gewonnene Ligroin wird als Leuchtstoff in besonders konstruierten Lampen gebraucht. Bei der Destillation des Erdöls bildet sich ferner Naphtha, eine Art Petroleumspiritus, der in der Industrie, zum Heizen, sowie zum Betrieb von Kraftmaschinen überaus weite Verwendung findet. Die weiteren Destillationsprodukte ergeben Schmieröle, der zurückbleibende Petroleumteer aber hatte früher gar keinen Wert. Heute werden allein aus dem Petroleumteer Stoffe gewonnen, die Millionen einbringen, so zum Beispiel das sogenannte Gasöl, Paraffin und Substanzen, die zur Fabrikation von Asphalt, Vaselin, Haaröl, Schuhwichse, Farbe und Firnis benützt werden. Aus dem Petroleumwachs macht man Kerzen, Fackeln, Wachspapier, Waschwachs und Kaugummi. Man benützt Petroleumwachs zum Überziehen von Obst, Schinken und Speck, um sie dauernd aufbewahren zu können. Selbst die Säure, die man bei der Petroleumraffinerie gebraucht und die früher weggeworfen wurde, wird jetzt sorgfältig aufbewahrt, gereinigt, nochmals verwandt und endlich als Dünger auf den Acker gebracht. Das Gas, das sich in der Destillierblase ansammelte und das man früher ohne weiteres entweichen ließ, wird jetzt aufgefangen und dient als Brennmaterial, um die Destillierblase selbst wieder zu heizen. In den letzten fünfzehn Jahren hat sich der Wert der Stoffe, welche aus Naphtha und Petroleumteer gewonnen werden, derartig gesteigert, daß diese Nebenprodukte kostbarer sind als das gereinigte Petroleum selbst. Dies hat wiederum zur Folge gehabt, daß Leuchtpetroleum immer reiner und besser wird, weil man ihm möglichst alle fremden Bestandteile für die Nebenindustrien entzieht. A. O. Kl.

Der schlaue Hofrat. — Kaiser Maximilian I. sandte einst einen seiner Hofräte von Wien nach Brüssel, um für ihn daselbst 50,000 Gulden in Empfang zu nehmen. Bei der

Rückkehr überbrachte dieser dem Kaiser nur 30,000 Gulden, während er 20,000 für sich behielt. Die Minister kamen hinter diesen Betrug und drangen in den Kaiser, den Hofrat zur Rechnunglegung aufzufordern. Derselbe versprach auch, in nächster Zeit die Rechnungen in bester Form vorzulegen. Aber er hielt nicht Wort. Zum zweiten Male aufgefordert, erklärte er, daß er in kürzester Zeit damit fertig sein würde. Wieder verstrich eine Zeit, aber die Abrechnung kam nicht. Da ließ ihn der Kaiser dem nächsten Ministerrate, dem er selbst beiwohnte, gewaltsam vorführen.

„Majestät," begann der Hofrat demütig, „ich will ja Rechnung ablegen, aber ich bin in dieser Kunst noch sehr zurück. Ich bitte daher, daß die Herren Minister in meiner Gegenwart Rechnung ablegen über alle Gelder, die sie bisher eingenommen haben. Wenn ich nur einmal zugeschaut habe, wie sie es machen, dann wird es auch mir leicht werden, meine etwas schwierige Rechnung abzulegen."

Der Kaiser lachte und entließ sowohl den Hofrat wie die ihn anklagenden nun recht kleinlaut gewordenen Minister. Dr. W.

Das Butterbrot. — Der englische Dichter Alfred Tennyson konnte zuzeiten gehörig grob sein. Als ihm einst bei einem Gartenfest ein belegtes Butterbrot, ein sogenanntes Sandwich, gereicht worden, und er dieses mit großer Mühe, weil es sehr zähe war, zu zerkleinern suchte, trat die Gastgeberin herzu und überschüttete ihn mit einer förmlichen Hochflut von Fragen nach seinem Befinden, seiner Unterhaltung, seinen Werken 2c.

Als sie endlich eine Pause eintreten ließ, antwortete Tennyson: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, ich befinde mich gesund und wohl. Ich kann auch noch arbeiten. Augenblicklich habe ich sogar viele Arbeit mit Ihrem Sandwich. Sind Ihre Sandwiches immer aus altem Sohlenleder zubereitet?" W. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für jedermann, auch für Haus und Familie.

Von Th. Schwartze.

Mit 356 Abbildungen. Elegant gebunden 6 Mark.

Glühlampe.

„Licht und Kraft“ ist das neueste, gemeinverständliche Handbuch der Elektrizität. Den großartigen Erfolgen, welche die Elektrotechnik in unsrer Zeit fortdauernd erzielt, ist es zuzuschreiben, daß das Interesse der Allgemeinheit gerade diesem Zweige der Technik in besonderem Maße entgegenkommt.

In „Licht und Kraft“ ist es dem Verfasser gelungen, ein Werk zu schaffen, welches jedem Gebildeten die interessanten Vorgänge und Einrichtungen auf dem Gebiet der Elektrizität in anziehender, leicht verständlicher Form vorführt, ohne daß dadurch der wissenschaftliche Wert vermindert wird. 356 Abbildungen erläutern und ergänzen den Text. „Licht und Kraft“ ist ein nützlicher Leitfaden für alle, welche sich mit diesem Gebiet vertraut machen wollen.

Marine-Kunde.

Eine Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens.

Von **Kapitän zur See a. D. Foss.**

Mit 517 Illustrationen, Karten und Plänen.

In hocheleganten Geschenkband. Preis 10 Mark.



Detonierter Torpedo.

Bei der Bedeutung, welche das Seewesen in dem Leben der Gegenwart einnimmt, ist ein Werk zur Orientierung über alles, was damit zusammenhängt, ein Bedürfnis für jeden Gebildeten. Der Inhalt ist hochinteressant und gibt nicht allein für die mit dem Seewesen in näheren Beziehungen Stehenden, sondern fürs Haus und auch für die reife Jugend eine nützliche, unterhaltende Lektüre.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Sommersport und Lieblingsbeschäftigungen.

Illustrierte Tas

Als für die Sommerm

n

Nr. 2. Aquarium u. Ter
Bearbeitet von **Hermann L**
Mit 76 Abbildungen.

Nr. 3. Liebhaber-Photog
Bearbeitet von **Dr. Georg**
Mit 67 Abbildungen.

Nr. 7. Der Schmetterlin ler. Bearbeitet v. **Alexan**
Mit 98 Abbildungen.

Nr. 10. Radfahren.
Bearbeitet von **Dr. Georg**
Mit 69 Abbildungen.

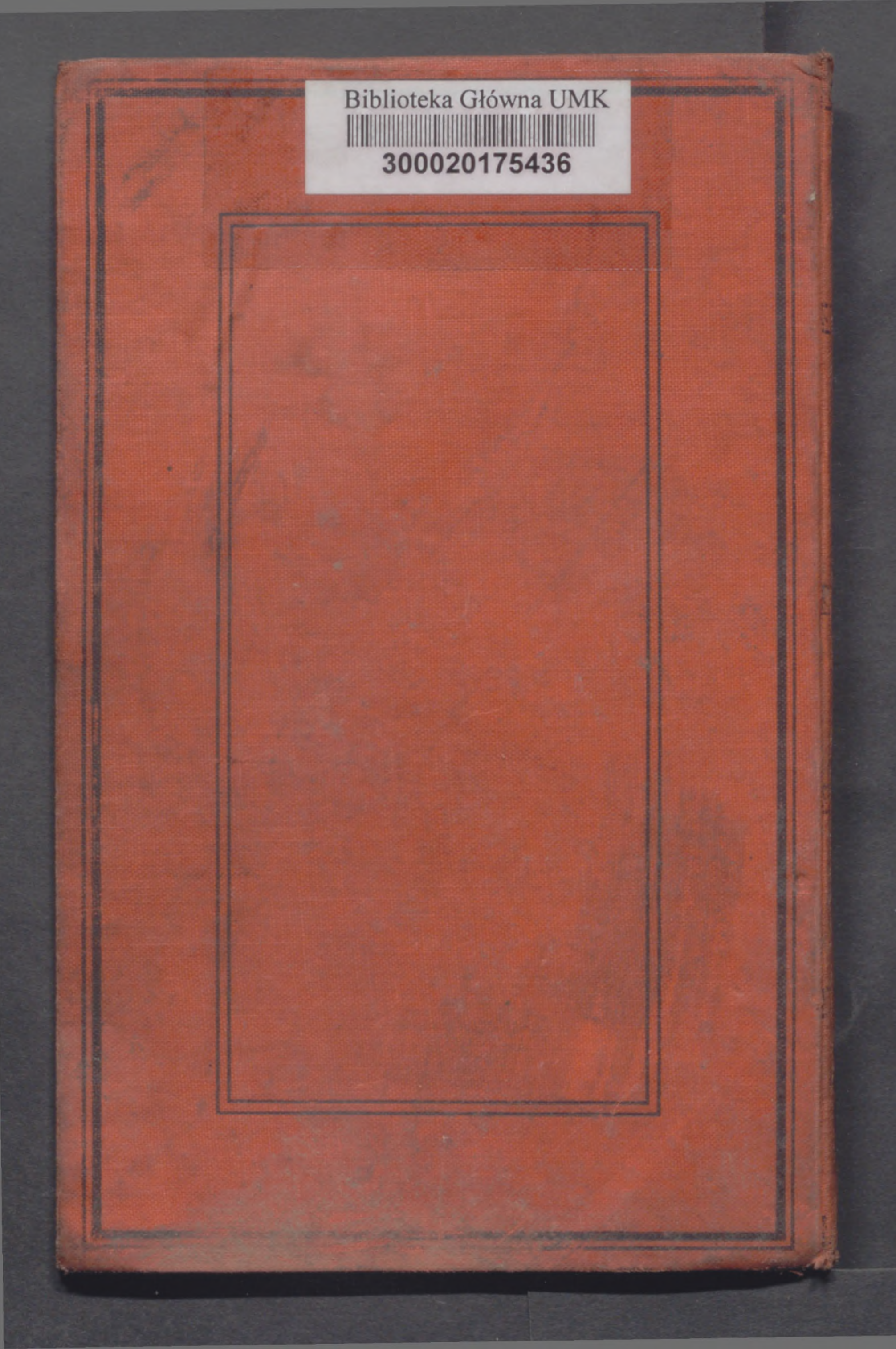
Preis jede

Unsere Taschenbücher, welchen bis jetzt 23 Bänd erschienen, sind bestimmt, die Praxis jugendlicher habereien, wichtiger Leben gen, über Sport und Spie zweckmäßige Auskunft zu g und dem Laien ohne gr Geldaufwand die mangelnde fahrung zu ersetzen.

Prospekte kostenlos.

Zu beziehen du




Biblioteka Główna UMK
300020175436